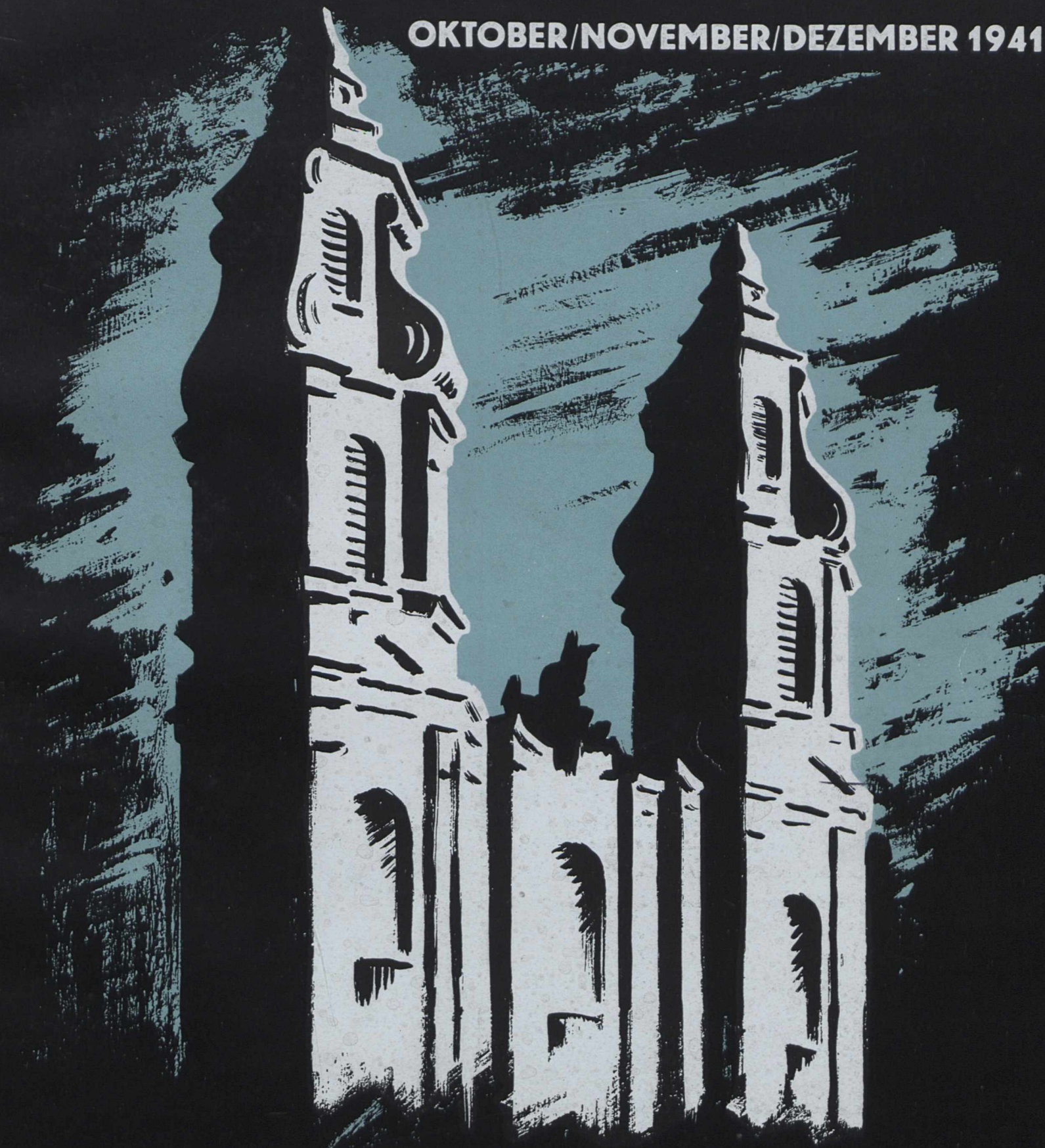


# SCHLESISIEN

OKTOBER/NOVEMBER/DEZEMBER 1941

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN - GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN Breslau - Jahrg. 3 Nr. 10/11/12 - 1-RM





# SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM  
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

3. JAHRG. · OKTOBER/NOVBR./DEZBR. 1941 · FOLGE 10/11/12

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN  
DR. FRITZ ARTL · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER  
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ  
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.  
GÜNTHER GRÜNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB  
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER  
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-  
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER  
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.  
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

## INHALT

DR. HEINZ BRAUNER: Schlesien und die Slowakei . . . . .	198
MICHAEL GELENAU: Breslau und Wien — Beziehungen und Verbundenheiten . . . . .	201
HELLMUT BLUME: Die Fähnriche von Glogau . . . . .	207
GENERAL DER KAVALLERIE KOCH-ERPACH: Vom tapferen Oberschlesier . . . . .	209
OTTO FRANZ HEINRICH: Pavel und Alzbeta . . . . .	210
Bildberichte von der diesjährigen Ausstellung des Reichsbundes deutscher Amateur-Fotografen in Berlin: Schlesier in Berlin . . .	211
GERHART POHL: Schneesturm über dem Glauer-Häusel . . .	217
HANS NIEKRAWIETZ: Constantin Jitschin — zum Tode des „Oberschlesischen Vogelschützers“ . . . . .	219
Das NSV.-Gauhaus in Breslau . . . . .	220
MARIA SCHWEIGHOFFER: Zoo . . . . .	222





*Bergbuchen am Kamm*

AUFNAHME: FRANZ DUBIAK, BIELITZ  
AUS DER GROSSEN FOTOAUSSTELLUNG  
IN BERLIN (siehe auch Bildbericht Seite 211-14)



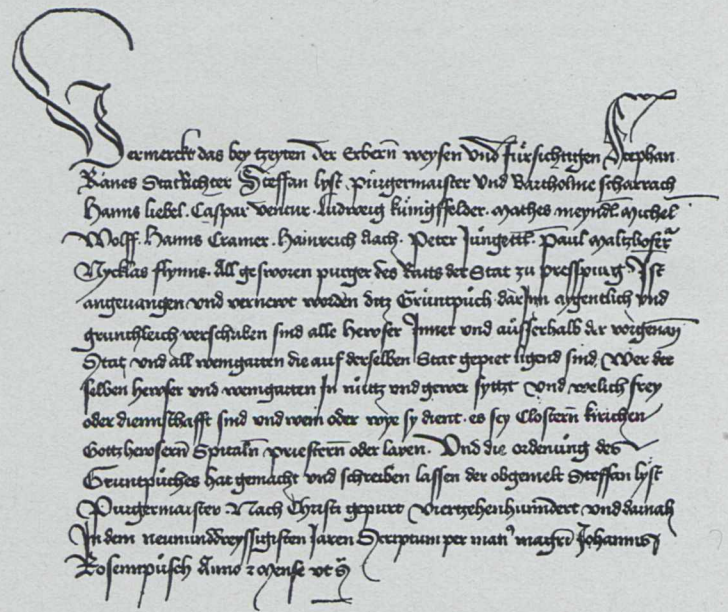
# SCHLESISIEN UND DIE SLOWAKEI

VON HEINZ BRAUNER

Seit den Septembertagen des Jahres 1939, als unter den wuchtigen Schlägen der deutschen Wehrmacht der polnische Staat auseinanderbrach, reicht der gesamtchlesische Raum wieder bis zu den Höhen der Beskiden, bis zum Jablunkapaß. Damit war Schlesien wieder, wie schon früher in der langen Zeitspanne seit seinem ersten Auftreten als selbständiges politisches Gebilde am Anfang des 13. Jahrhunderts bis zur Teilung nach dem ersten Schlesiſchen Krieg, Nachbar jener Landschaft geworden, die erst im März 1939 ihre staatliche Selbständigkeit errungen hatte.

Fast ein Jahrtausend liegt zwischen dem ersten Staatswesen auf slowakischem Volkaboden und dem heutigen, jungen Staat, der nur dank des deutschen Schutzes entstanden war. Zwar hatte das Gebiet meist zum Verband des ungarischen Staates gehört, aber die Besonderheiten seiner geographischen Lage, ein oft andersgerichteter Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung und die engen Beziehungen zu Deutschland hatten dem Land südlich des Karpatenbodens ein besonderes Gesicht gegeben.

Schon in großgermanischer Zeit finden sich die ersten Anknüpfungspunkte für Beziehungen zwischen dem Odergebiet und dem slowakischen Bergland. Von Norden her waren Germanenstämme über die Karpatenpässe in die Täler der zur Donau strömenden Flüsse gedrungen, um allmählich weiter nach Süden vorzustoßen. Die Funde, die der Spaten zutage fördert, zeugen dafür, daß die Besiedlung des Landes durch wandalische und quadiſche Stämme, die von Schlesiſien, Galizien und Mähren herüberkamen, mehr als ein bloßes



Aus dem deutsch geführten Grundbuch der Stadt Prefsburg von 1439 (also nach der Hussitenzeit)

Zwischenspiel war. In den Stürmen der germanischen, slawischen und aus den Weiten Asiens über die Steppengebiete der Ukraine hereinbrechenden nomadischen Völkerwanderungen geht auch diese Entwicklung verloren.

Erst mit dem Rückschlagen des Pendels der geschichtlichen Entwicklung im Ost- und Südostraum setzt auch hier ein neuer Abschnitt der Beziehungen zwischen dem slowakischen und dem Odergebiet ein. Seit dieser Zeit können wir die gegenseitige Beeinflussung beobachten, die in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht am Anfang eines lang andauernden Zeitabschnittes schlesiſch-slowakischer Beziehungen steht. Mit der deutschen Neubesiedlung des Ostens setzt die erste Welle deutscher Durchdringung des slowakischen Volks- und Kulturbodens ein. Der Siedlerstrom, der in breiter Front längs des deutschen Mittelgebirgszuges vorstoßend, Schlesiſien erfaßt hatte, erreicht wenig später auch das Karpatenland. Es sind nicht nur dieselben Kräfte, die wie im schlesiſchen Raum auch das slowakische Gebiet formen und hier in eifriger Rodearbeit in den dicht bewaldeten Gebirgsgegenden Neuland schaffen. Nein, schon nach kurzer Zeit hat der schlesiſche Neustamm bereits die Kraft gefunden, vom Sudetengebiet in die Landstrecken beiderseits der Karpaten überzugreifen und sich entscheidend am Ausbau der slowakischen dörflichen und städtischen Siedlungen zu beteiligen. So finden wir in der Slowakei die gleichen Waldhufendörfer wie im Erzgebirge und in den Sudeten, und auch den für diese Siedlungen typischen »Häu«namen begegnen wir im slowakischen Bergland genau so wie im Sudeten- und Erzgebirgsraum. Ebenso zeigen die Städte das bekannte Bild einer regelmäßigen, schachbrettartigen Anlage mit dem viereckigen Marktplatz, der wie in Schlesiſien auch hier Ring genannt wird.

Den Hauptanteil an dieser ersten Welle deutscher Aufbauarbeit auf slowakischem Boden stellte der schlesiſche Neustamm. Begünstigt durch dieses Ausgreifen nach Osten und Südosten durch eine einmalige politische Stellung, die Schlesiſien zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Ostmitteleuropa einnahm. Damals waren unter Heinrich I. und seinem Sohn Heinrich II. die schlesiſchen Herzöge zugleich Herren von Krakau und Sandomir. Damit hatte sich ein geschlossener Machtbereich gebildet, der vom Lande Lebus an der Warthe in die Oder bis zum San und den Karpaten reichend, den Mittel- und Oberlauf der Oder und den Oberlauf der Weichsel und deren Nebenflüsse umfaßte. Mit dem slowakischen Bergland befaß dieser Großraum für mittelalterliche Verhältnisse eine fast 500 Kilometer lange gemeinsame Grenze. Diese politischen Bedingungen wurden durch starke wirtschaftliche Beziehungen verstärkt, die Schlesiſien und die Slowakei eng aneinanderknüpften. Über den Jablunkapaß, durch das Orawa- und das Poppertal und über einige kleinere

DOMUS DOMINI RENOVATA,  
SS.<sup>æ</sup> TRINITATI DEDICATA,  
ET  
Evangelicorum more Inaugurata  
POSONII HUNGARORUM!

Das  
**Preßburgische Gottes-**  
**haus der Evangelischen Deutschen Kir-**  
**chen und Gemein daselbst / in der Hauptstadt**  
des Königreichs Nieder-Hungarn/  
Von grundt auffernerwert / zu der H. Dreifaltigkeit ge-  
nemmet / vnd im Nahmen des H. Erren / der Evangelischen Weise  
nach / bezogen.

Vor dem Heiligen Weisnachteſteſt / als man zehleze nach den ersten Weis-  
nachteſt / Tausent / Sechshundert / acht vnd dreyßig Jahr.

PRIMA DEDIT TRIADOS DOMINI VNDAMINA FESTVM COMPLEMENTA  
DEDIT LVX VENERANDA THOMÆ. ANNO 1638  
POSONY. P. M. E. M. F.

Gedruckt im Jahr M. DC. XL.



Karpatenpässe führten die wichtigen Handelsstraßen, die die ungarische Ebene und die slowakischen Erzlager mit Ostdeutschland verbanden. Auf diesen Wegen kamen nun nicht nur die Fertigwaren und Erzeugnisse einer höheren Handfertigkeit in die Slowakei. Sie wurden in viel stärkerem Maße zu Kanälen, durch die neue Siedler, neue Rechtsauffassungen, fortschrittliche Wirtschaftsmethoden und andere kulturelle Anschauungen ins Land kamen. Der Anrainer Schlesiens spielte dabei dank seiner Lage die bedeutendste Rolle.

Die Stadt Sillein am Übergang der schlesischen Straße über den Waagfluß ist ein schöner Beweis für die enge Verbundenheit der ersten Städtegründungen der Slowakei mit dem schlesischen Raum. Ihre Geschichte zeigt aber auch die Tragik des raschen Untergangs der schlesischen Gründer im Slowakentum. Die Aussetzung der Stadt Sillein erfolgte nach dem Rechte von Teschen, das heißt - nach dem Magdeburger Recht, wie es Neumarkt in Schlesiens weitergegeben hatte. Man kann den Ort im 13. Jahrhundert eine schlesische Stadt nennen. Die Eintragungen im Stadtbuch sind ostmitteldeutsch, die Bürger zum weitaus größten Teile Schlesier. Erst die im 14. Jahrhundert einsetzende Slowakisierung - begünstigt durch die starke Lokationstätigkeit der an sich nicht zahlreichen deutschen Bürgerschaft in der Umgegend von Sillein und das Fehlen einer bäuerlichen Siedlung im Umkreise der Stadt - läßt 1429 die deutsche Sprache aus dem Stadtbuch verschwinden. Man schreibt zunächst lateinisch, um

seit 1459 nur noch in der slowakischen Volkssprache zu beurkunden. Die Urkunden zeigen in ihrem Inhalt jedoch, daß die Beziehungen zu Schlesiens nicht abreißen. Besonders stark sind die Beziehungen zu Breslau. So heißt es 1409 in einer Urkunde: » . . wir bekennen, daz vor uns kommen ist Johannes Schuczig, vnser mitburger, vnd hot deme erbirn manne Johannes Quitenburg von Breslau alle sein erbe czu pfande gefaczt von guten willen vnd ungezwungen vor hundirt mark . . . « Auch eine Urkunde vom Jahre 1428 spricht für die Geschäftsbeziehungen zwischen Sillein und Breslau, wobei der Termin der Rückzahlung einer Schuld festgelegt wird: » . . vnd dornoch of alle dy geschribene jermertage czu Breßlau zal Caspar alle fünfzig guldin in gulde geldin, als lange uncz bys das her dy benante schult gantz vnd gar vorgulde . . . « Aber auch im Jahre 1482 finden wir eine Urkunde, die der Bürger von Schweidnitz in einem Rechtshandel Erwähnung tut.

Wie in Sillein, so wirkten überall in der Slowakei Schlesier am Siedlungswerk mit. Besonders die Zips wurde zu einem Tätigkeitsfeld schlesischer Siedler. Den großzügig angelegten, regelmäßigen Marktplatz (»Ring«) finden wir nicht nur in Sillein und von hier aus gegründeten kleineren Städtchen im Waag- und Kifußtal, sondern in Lublau, Leutschau und in Bartfeld. Kirche oder Rathaus, manchmal auch beide (wie in Leutschau) stehen auf dem geräumigen Platz, wie es in den schlesischen Städten der Fall ist. Aber auch in den

AUFNAHME: KARL FRANZ KLOSE

DER JABLUNKAPASS





mittelflowakischen Bergstädten, in Kremnitz und Neufohl, sprechen im 14. und 15. Jahrhundert die Namen der Bürger zum Teil für ihre schlesische Herkunft. Besonders wirksam war die schlesische Aufbauarbeit in der Ostslowakei. Hier entstand um die Stadt Bartfeld, die Jahrhunderte hindurch eng mit dem schlesischen Stammland verknüpft war, ein Kranz von Hausiedlungen, wohl 70 an der Zahl, die in der Folgezeit dann im Slaventum der Umgegend aufgingen. Nur Reste jener schlesischen Kolonisation haben sich in unsere Tage herübergerettet.

Die türkische Befestigung der ungarischen Ebene nach der Schlacht bei Mohacs (1526) hatte die Wege aus der Slowakei nach Süden für fast zwei Jahrhunderte blockiert. Die Straßen, die nach Norden, nach Galizien und Schlesien führten, gewannen so größte Bedeutung, besonders da über sie die slowakische Kupfer- und Goldausfuhr nach Mitteleuropa führte. Sie werden um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert zu den wichtigsten Kupferhandelsstraßen Europas überhaupt. Es ist dies besonders das Verdienst der Handelsgesellschaft Fugger-Thurzo, die von Süddeutschland über bescheidene Bergbauversuche in Schlesien in die Slowakei kam. Namentlich die Familie Thurzo zeigt die innige Zusammengehörigkeit Schlesiens mit den Gebieten auf beiden Seiten der Karpaten. Nach der Beteiligung am schlesischen Goldbergbau hatten sie sich dem slowakischen Kupferbergbau und -handel zugewandt. Johann Thurzo war der unermüdete Organisator und Techniker, der dem slowakischen Bergbau und Erzhandel zur höchsten Blüte verhalf. Seine Söhne sind - und das ist für die Verbundenheit der Slowakei und Schlesiens bezeichnend - über diese Gebiete verstreut in führenden Stellen tätig. Johann ist Breslauer, Stanislaus Olmüther Bischof; Georg - der mit den Fuggern verschwägert ist - arbeitet sich zu einer Monopolstellung im Kupferhandel empor. Alexius war Obergespan der Zips, Burggraf auf Kremnitz und Herr von Pleß. Er wird durch sein Stipendium zu einem Förderer der Reformation und der Beziehungen zu Schlesien. Er gewinnt auch den Patschkauer Georg Werner, der nach seiner Krakauer Studienzeit schließlich »Präsident der Zipser Kammer« wird. In ihm können wir einen typischen Vertreter der Reformationszeit sehen, die sich außerordentlich fördernd auf die schlesisch-slowakischen Beziehungen auswirkte.

Aber nicht nur wirtschaftlicher Art waren die Bande, die Schlesien mit der Slowakei verknüpften. Die kulturellen und künstlerischen Einflüsse, die eine slowakische Kultur und die slowakische Volksseele gestalten halfen, kamen zum Großteil aus und über Schlesien. Während auf die Westslowakei Wien und Prag wirkten, sind die Quellen des künstlerischen Schaffens für die Mittel- und Ostslowakei meist in Krakau und Schlesien zu finden. Besonders auf dem Gebiete der Plastik war seit dem 14. Jahrhundert der schlesische Einfluß wirksam. Die Meister sind zum Teil Schlesier, die die Eigenheiten aus ihrer Heimat in die Zips oder Mittelslowakei übertrugen. Kunstgewerbliche Arbeiten aus Breslauer Werkstätten finden sich bis in das 17. Jahrhundert hinein in der Zips und auch in einem Fall belegt in Neufohl.

Die Reformation ergriff, da sie auch in der Slowakei, wie überhaupt im Osten, zunächst eine gesamtdeutsche Volksbewegung war, die Städte des Karpatenraums. Dabei spielen die Breslauer Reformatoren, unter ihnen besonders der Prediger an der Maria-Magdalenen-Kirche, Heß, eine wichtige Mittlerrolle. Die reformierten Geistlichen und Gemeinden stehen in regem Briefwechsel miteinander. Suchen die Städte der Slowakei einen neuen Prediger, dann wenden sie sich zuerst an die schlesischen Glaubensbrüder. Werden ihre Geistlichen aus dem slowakischen Wirkungsfeld vertrieben, dann finden sie in Schlesien ihre zweite Heimat. Das zeigen uns die Lebensläufe der Bartfelder Prediger Esaias Lang, der 1535 in Rüstern bei Liegnitz eine neue Pfarre fand, und seines Amtsvorgängers Wolfgang Schuster, der in Görlitz, Schweidnitz, Mairwaldau und Hirschberg wirkt, um schließlich die letzten Jahre seines Lebens in Görlitz zu predigen. Aber noch lange steht gerade der letztere im Briefwechsel mit seinen Bartfelder Gemeindekindern.

Durch die Reformation bedingt, üben die Hohen Schulen Deutschlands ihren Einfluß auf die Gestaltung der Lehre und die Heranbildung des jungen Geistlichen- und Lehrernachwuchses aus. Besonders ist es natürlich die Universität Wittenberg, die zur geistigen Metropole für die Protestanten des Ostens und Südostens wird. Im bescheideneren Ausmaß sind es aber daneben die Schulen von Breslau, Brieg und Goldberg, die auf die Schüler aus dem Zipser, ost- und mittelflowakischen Städten ihre Anziehungskraft ausüben.

Fortsetzung Seite 224

III. Q. J. 263.



#### BISCHOF THURZO

Die kultivierte Industrie-Familie Thurzo aus der Slowakei, die mit den Fuggern verschwägert war, stellte einen der bedeutendsten Breslauer Bischöfe zur Zeit der Reformation, der ein großer Kunstförderer war



# BRESLAU und WIEN

## BEZIEHUNGEN UND VERBUNDENHEITEN

VON MICHAEL GELENAU

**H**auptstädte von Ländern, die durch machtvolle Staatengebilde miteinander in Beziehungen getreten sind oder sogar miteinander verbunden wurden, sind stets ihrerseits die besonderen Träger gegenseitiger Einflüsse gewesen. Dabei ist es immer wieder höchst anziehend, zu betrachten, welche von zwei solchen Hauptstädten die gebende, welche die empfangende ist. Liegen nun solche Hauptstädte in Ländern oder Landesteilen, die durch den Lauf ihrer Geschichte immer wieder Brücke und Pforte, Randgebiete und Grenzländer waren, so werden solche Einflüsse und Beziehungen ganz besonders wechselvoll und lebendig. Breslau und Wien sind die klar zutage tretenden Beispiele solcher wechselseitigen Beziehungen, durch die ältere, anders gelagerte Beziehungen abgelöst wurden. Immer wieder sei darauf hingewiesen, daß Schlesien und damit seine Landeshauptstadt sich im Laufe seiner spätmittelalterlichen Geschichte immer wieder anlehnen mußte an größere Staatengebilde, wenn es auch einen selbständigen Volkstumsraum darstellte. Hatte sich schon unter den machtvollen Herzögen Heinrich I. und Heinrich II., den großen Förderern der deutschen Wiederbesiedlung, das Schwergewicht ihrer Staatengebilde nach dem deutschen Neuland Schlesien verlegt, und war damit Schlesien das deutsche Kernwerk ihrer Staaten, so wurde diese deutsche Aufgabe Schlesiens besiegelt in der Lösung der letzten Beziehungen Schlesiens zu Polen durch den Trentschiner Vertrag vom 24. August 1335. Das Übergewicht, welches die deutsche Wiederbesiedlung in Schlesien erlangt hatte, war die Ursache dieser friedlichen Loslösung, und darin liegt überhaupt der Schwerpunkt des geschichtlichen Ereignisses von 1335. Es ist aber ebenso klar, daß ein Land, welches von so vielen Teilfürsten in einzelnen Fürstentümern regiert wurde, notwendigerweise den Anschluß an ein kraftvolles Staatengebilde suchen mußte, das der Eigenart seiner eigenen Bevölkerung entsprach. Ein solches Staatengebilde konnte nur ein deutsches sein, und so hatten sich bis zum Jahre 1335 die Fäden geknüpft, die Schlesien mit der Krone Böhmens verbanden. Es ist hier nicht der Ort, auf die starken wechselseitigen Beziehungen der beiden Länder und ihrer Hauptstädte Prag und Breslau einzugehen, nur soviel sei bemerkt, daß diese Beziehungen einen jahrhundertelangen Nachhall hatten. Sie wirkten seit dem glänzenden Zeitalter Karls IV. so lange nach, als die Könige von Böhmen als deutsche Kaiser noch in Prag residierten. Ein Zeitalter verklingt und mit ihm auch der Glanz der Prager Hofhaltung. Noch einmal leuchtet er auf, als der menschen scheue Kunstfämler und Einsiedler Rudolf II. zu Prag Hof hält, als er seine Residenz mit Kostbarkeiten anfüllte, als er durch den großen Astronomen Tycho de Brahe die Gestirne beobachten ließ; es war jener Herrscher, der unter anderem kostbare Reifeuhren sammelte, er brauchte sie auf den zahlreichen Reisen durch die Länder seines Reiches. Die Inschrift an einem Hause am Markt in Löwenberg, daß »Die Römisch-Kaiserliche Majestät Rudolf der Andere bei Herrn Balthasar Kletsch zur Herberg gelegen«, ist eine der letzten steinernen Wegspuren der Beziehungen Schlesien-Prag. Ungewitter ziehen auf am politischen Horizont. Auf seiner Burg in Prag muß Kaiser Rudolf die Verzichtserklärung unterschreiben, die ihm die Krone Böhmens raubt. Der eigene Bruder hat sie ihm entrißen. In ohnmächtiger Wut hat der

Kaiser den Federkiel zur Erde geschleudert und zertreten. Über das Böhmerland aber rief er eine Verwünschung aus. Furchtbar sollte sich des Kaisers Fluch über dieses Land erfüllen. Es wurde zum Unruheherd, aus dem die Flamme emporloderte, die dreißig Jahre Deutschland und davon in weitaus stärkerem Maße das unglückliche Schlesien verzehrte. Es war nur allzu erklärlich, daß das Haus Habsburg, unter dessen Zepher seit 1526 auch Schlesien durch Erbschaft gefallen war, die Landeshauptstadt Böhmens, in der seine Hoheitsträger zum Fenster hinausgestürzt worden waren, von nun an mied. Eine Rebellenstadt wählt man nicht mehr zur Residenz. Wohl hatte des Kaisers großmächtiger General Albrecht von Waldstein, den die Geschichte Wallenstein nennt, noch sein prächtiges Palais auf der kleinen Seite zu Prag errichten lassen, aber schon war Wien der Mittelpunkt des großen Netzes, von dem aus die zahllosen Fäden der vielen politischen Ränke liefen. In Wien wurde Wallensteins Ende beschlossen, das in Eger durch Mörderhand vollzogen wurde. Wien war der Mittelpunkt alles großen Geschehens, und alle die Gestalten an Kurieren, an Diplomaten, an Beobachtern, die in die Heerlager der Feldherren geschickt wurden, sie trugen den unheimlichen Stempel einer für damalige Begriffe weit entfernten, stets unnahbaren, aber um so stärkeren, oft im Dunkeln arbeitenden Macht an der Stirn. Alle waren sie gefürchtet und mit Mißtrauen empfangen, die vom Wiener Hofe kamen.

Gerade das protestantische Schlesien hat während des Dreißigjährigen Krieges die strenge Hand des mächtigen Wiener Hofes mehr als einmal zu verspüren bekommen. Denken wir hier nur, um einige Namen alter schlesischer Sippen zu nennen, an das tragische Schicksal eines Hans-Ulrich Schaffgotsch, der zu Regensburg 1635 enthauptet wurde, denken wir an die Carolaths, die nahezu die Hälfte ihres Besitzes einbüßten zur Strafe dafür, daß sie den flüchtenden Winterkönig aufgenommen, denken wir an die Familie von Tschirnhaus und an viele andere, die wegen dieser Anhängerschaft das Land verlassen mußten.

Und inmitten dieser Wirren und Unruhen, die Schlesien landauf und landab erfüllten, steht wie ein ruhender Pol machtvoll und fest Breslau, die alte Handelsstadt, die Hauptstadt des Landes Schlesien. Es ist immer wieder wichtig und wertvoll, bemerkt zu werden, daß Breslau dreißig volle Kriegsjahre dank seiner starken Stadtbefestigungen, dank einer eigenen wohlgerüsteten kleinen Wehrmacht und dank seiner wirtschaftlichen Bedeutung es sich leisten konnte, strengste Neutralität zu bewahren - selbst gegen den eigenen Landesherren, den Kaiser. Der Wiener Hof wußte nur zu gut, welche wirtschaftliche Bedeutung das fleißige Schlesienland für den Habsburgischen Staat hatte, und mit vollem Recht konnte sein Vertreter bei den Westfälischen Friedensverhandlungen, Graf Trautmannsdorf, dieses Land als des »Kaisers Augapfel« bezeichnen. Seine Landeshauptstadt Breslau aber erhält im Jahre 1684 durch einen der hervorragendsten Publizisten seiner Zeit folgendes besondere Lob: »Breslau allein könnte, wie in der guten Polizei also auch in Handel und Manufakturen die Ehre der Erblande im Notfall für alle behaupten.« Es war klar, daß einer solchen bedeutamen Stadt die





Gnadenfönde der Kaiserlichen Hauptstadt Wien in vollem Glanze scheinen mußte. Es war nichts weiter als ein Gebot wirtschafts- politischer Klugheit, daß der Hof von Wien der Breslauer Kaufmannschaft gnädig gesinnt und sehr gewogen war. Diese Förderung findet ihren Ausdruck in den zahlreichen Adelspatenten, die damals Breslauer Kaufmannsfamilien ausgestellt wurden. Sie findet ferner ihren Ausdruck in Bergwerksprivilegien zur Erschließung schlesischer Bodenschätze. Wir brauchen hier, um nur ein Beispiel zu nennen, lediglich das Privileg für Georg von Giesche zu nennen, dessen Handelshaus seinen Sitz in Breslau hatte. Je weiter die Jahrzehnte fortschreiten und je stärker der Geldbedarf des Habsburgischen

Staates wurde, desto weniger wählerisch wurde man zu Wien in der Ausstellung solcher Adelsbriefe. Der Großheim von Goethe, Johann Michael von Loen, schreibt über seine Breslauer Reise im Jahre 1716 unter anderem: »Hat etwan ein Kaufmann oder ein Goldarbeiter, oder Kretschmer oder Viehhändler einige tausend Thaler glücklich erschachert, so reisen etliche hundert davon nach Wien, um sich das teure »Von« mit doppelt gehelmtem Wappen und einem Ahnenregister von 4-8 geadelten Vorfahren zu beschreiben. Man findet deswegen hier die gnädigen Fräuleins fast in den Kram- und Heringsbuden«. Wenn wir in dem entzückenden Barocksaal des Breslauer Ringhauses »Zur goldenen Sonne« das Deckengemälde





betrachten, das der Breslauer Kaufmann Exner im Spätherbst des Jahres 1740 dort anbringen ließ, dann finden wir die Freude und Dankbarkeit ausgedrückt, die der Breslauer Kaufherr unter dem Schutze des Wiener Kaiserhofes empfand: Juno thront über den Wolken und trägt die Züge der jungen Herrscherin, die 1740 den Thron ihrer Väter bestieg.

Aber Wien und sein ganzer Kulturkreis war für Schlesien und besonders für Breslau doch weit mehr als nur der ferne Sitz der höchsten Obrigkeit. Es strahlte allenthalben aus in Lebensfrohsinn und Heiterkeit der Auffassung, und dieses Gemächlich-Gemütliche, dieses Froh-Befchwingte verfpüren wir oft bis in die entlegensten

Winkel des weiten Schlesiens und ganz besonders in den Mauern von Schlesiens Landeshauptstadt. Wer Breslau aufmerksam und offenen Auges betrachtet, der muß zu dem Ergebnis kommen, daß der große Kulturkreis der Barockzeit Schlesiens Landeshauptstadt in ihren Bauwerken im stärksten Maße beeinflußt hat. Die barocke Prägung Breslaus steht im Vordergrund ihrer Gesamterscheinung, sie steht unvermittelt neben den großen Erscheinungen des mittelalterlichen Kulturkreises dieser Stadt. Dabei ist eines ganz besonders bemerkenswert: das mittelalterliche Gesicht Breslaus wurde in drei Jahrhunderten geprägt, das barocke Gesicht dieser Stadt aber, das zum mindesten ebenso stark in ihrem Gesamtbilde hervortritt, wurde



in einer Zeitpanne von nur siebenzig Jahren dieser Stadt aufgedrückt. Alle Bauschöpfungen dieser Epoche liegen zwischen den Jahren 1670 und 1740. Allein aus dieser Tatsache ist ersichtlich, welche gewaltigen Kraftquellen damals an Werke waren, nicht allein die Hauptstadt Schlesiens, sondern das ganze Land zu beeinflussen. Der Ausgangspunkt dieser starken Beeinflussung ist aber immer wieder Wien, als der Sitz der geistigen Kraftquellen und der politischen Kraftquellen jener Zeit gewesen. Daß Breslau den Hauptanteil dieser Baufreudigkeit davontrug, ist selbstverständlich. Wir dürfen nicht vergessen, daß in jenem Jahrhundert Wien die Fürstbischöfe Breslaus präferierte und gewissermaßen ernannte. Der bischöfliche Stuhl zu Breslau war die *Sinecure* für Habsburgische Prinzen und Anverwandte des Hauses. Ein Bruder des Kaisers eröffnete die Reihe, und die großen Erscheinungen eines Friedrich von Hessen oder eines Franz Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Fürstbischhof von Breslau und Trier und damit Kurfürst des Reiches, gehören in diesen Kreis. Da war es wohl selbstverständlich, daß diese hochkultivierten und reichen Bauherren auch in der Wahl ihrer Baumeister mehr als einmal auf Wien zurückgriffen. Die Kurfürstkapelle am Breslauer Dom, die der Wiener Fischer von Erlach erbaute, ist ein sichtbares Zeichen dieser Beziehung. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß auch Wien in jenen Zeiten abhängig war von einer stärkeren Macht, die noch ein gutes Stück weiter im Süden zu Hause war: in Rom. Der Bau der Elisabethkapelle am Breslauer Dom, die der Fürstbischhof Friedrich von Hessen errichten ließ, wurde von Giacomo Scianci, einem Schüler Bellinis, ausgeführt. Wir wollen nicht außer acht lassen, daß der Magnet Schlesien und seine Landeshauptstadt damals die Baumeister aus allen Windrichtungen und aus den verschiedensten Kronländern des Hauses Habsburg anzog und daß mit ihnen schlesische Baumeister wetteiferten. Das ist ganz besonders in Breslau zu verspüren. Denken wir nur an die Namen des Schwaben Johann George Knoll, des Kärntners Peintner und des Breslauer Johann Christof Hackner. Wien aber tritt immer wieder in die Erscheinung. Wir wissen heute noch nicht genau, ob der Baron von Spaethgen sein Breslauer Stadtpalais in der Karlstraße nicht von dem Wiener Baumeister Lukas von Hildebrandt errichten ließ. Eines der schönsten Bauwerke nach dem Entwurf Johann Lukas' von Hildebrandt aus Wien war das 1705 errichtete Palais Schreyvogel in der Albrechtstraße, das in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts dem Bau der Hauptpost weichen mußte. Zwei Straßen in Breslau waren in jenen Zeiten die Mittelpunkte gesellschaftlichen Lebens, die Albrechtstraße und die Karlstraße. Es waren die vornehmen Wohnstraßen des Habsburgischen Beamtenadels. Bildeten in der Albrechtstraße das alte Palais Hatfeldt, das der Breslauer Christof Hackner 1722 bis 1725 mit dem ganzen Formenschatz des Wiener Barockes prunkvoll ausgestattet hatte und ihm gegenüber das Meisterwerk eines Lukas von Hildebrandt und ein Stück weiter an der Ecke des Magdalenenkirchhofes das Schlegelbergische Palais die baulichen großen Akzente dieser vornehmen Straße, so war das Palais Spaethgen auf der Karlstraße der Mittelpunkt der dortigen Reihe vornehmer Wohnhäuser. Die Karlstraße lag ja zwischen den beiden Kristallisationspunkten der weltlichen Macht und der Geistlichkeit. An der Ecke des Salzringes, dort, wo sich heute die alte Börse, das Verwaltungshaus der städtischen Baubetriebe erhebt, stand das Haus des Kaiserlichen Oberamtes, und die Minoritenkirche zu St. Dorotheen war eben zu jener Zeit die Kirche des Habsburgischen Beamtentums. Gehen wir nun einmal aus den Mauern der Stadt in die nähere Umgebung Breslaus, so werden wir finden, daß sich in jenen Zeiten der Wiener Beamtenadel wiederholt anfällig macht. Es beginnen diese Güterankäufe schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als etwa der Kaiserliche Rat von Cunheim auf Nipporn 1583 Wilkau kauft, was er schon 1586 wieder verkauft. Es ist dies nur ein Beispiel für die kurzfristigen Güterkäufe und Güterverkäufe dieser neuen Schicht. Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß Breslau und Schlesien von Wien aus gesehen eben damals eine Randprovinz des Habsburgischen Staates war. Vielleicht sind verschiedene Beamte zunächst mit geteilten Gefühlen nach ihrem neuen Wirkungskreis abgereist. Aber gerade die Kaufurkunden aus jener Zeit scheinen uns zu sagen, daß dieser neue Habsburgische Beamtenadel sehr bald seinen Weg auf das Land und auch zum Teil in die Familien des Landes fand. Denken wir hier nur an die Freiherren und späteren

Grafen von Schlegelberg, die in Oberstephansdorf bei Neumarkt, einen der schönsten Herrensitze dieser Zeit mit ansehnlich geschmücktem Schloß und zierlichem, weiträumigem Garten ausstatteten. Die erlesene Gartenkultur Schlesiens aus jenen Tagen, die uns heute noch am Beispiel des großen Hechengartens von Schlantz sichtbar vor Augen tritt, hat nicht zuletzt ihren Ausgangspunkt in der erlesenen Barockgartenkunst Wiens zu suchen. Wenn wir nun einige Namen aus der obersten Regierungsstelle aus jener Zeit aus dem Königlichen Oberamt am Salzring betrachten, so finden wir in den Jahren 1661 bis etwa 1725 außer dem altschlesischen Namen Saurma fast ausschließlich Namen altösterreichischer Herkunft, etwa den Grafen von Metzhausen oder den Geheimen Rat und Kämmerer Graf von Jaroschin, die Landeshauptleute von Churschwandt, Franz Anton von Schlegelberg, Gerhard Wilhelm Graf von Strattmann und Bayerbach. Auch der Kaiserliche Kammerrat von Schlesien, Johann Baptist Freiherr von Neidhardt, der in Kriechen einen der schönsten Gärten seiner Zeit anlegen ließ, gehört in diesen Kreis Alt-Wiener Barockkultur.

Das sind die Vertreter von Habsburgs weltlicher Staatsmacht in Schlesiens Landeshauptstadt, deren Amtsbezirk der Salzring und deren Wohnbezirk die Karlstraße war. Räumlich weit entfernt davon lag damals vor den Toren der Stadtbefestigung auf dem wohlbewehrten und von Wällen umgebenen Inselbezirk die geistliche Residenz der Breslauer Fürstbischöfe, die, wie wir schon sagten, in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Wiener Kaiserhaus standen. Zu diesen beiden getrennten und doch so beziehungsreichen Lebenskreisen tritt in dieser Zeit eine neue Erscheinung, die von Wien her Eingang in die Mauern Breslaus fand. Das waren die Jesuiten. Sie haben in dem Prachtbau ihrer Universität der Stadt Breslau das großartigste Bauwerk jener Zeitperiode hinterlassen. Die Geschichte der Breslauer Universität ist allen Schlesiern, die überhaupt Anteil an der Geschichte ihrer Heimat nehmen, allzu bekannt, als daß sie im Rahmen dieser Betrachtung ausführlich gewürdigt werden sollte. Nur soviel wollen wir ins Gedächtnis zurücksrufen: die alte kaiserliche Burg, die einst Karl IV. am Odeufufer errichten ließ, fiel unter der Spitzhacke der Jesuitenbaumeister, nachdem der Orden schon Jahrzehnte gegen den ausgesprochenen Widerstand sowohl des Kaiserlichen Oberamtes als auch des Rates der Stadt dort als Gast gemohnt hatte. Mehr als einmal sind außerordentliche Gefandtschaften des Breslauer Rates nach Wien gereist, haben Wochen und Monate lang mit Besuchen in den Vorzimmern der Kaiserlichen Residenz zugebracht, haben nicht gespart an Geldgeschenken für die hohen Beamten und an schönen Gaben schlesischen Schleierleins für ihre Ehegattinnen - aber der Kaiser entschied anders. Die Jesuiten trugen in diesem Zweifrontenkrieg gegen den protestantischen Rat der Stadt und gegen den weltlichen Hoheitsträger des Landesherrn, das Kaiserliche Oberamt zu Breslau, durch die geniale Zähigkeit ihres Oberen, des baltischen Edelmannes Wolf von Lüdinghausen, den endgültigen Sieg davon. Diese Beziehung zu Wien und zum Hofe Kaiser Leopolds findet im Prachtbau der Universität zweifellos den stärksten sichtbaren Ausdruck in den Mauern von Breslau.

Als die preussischen Truppen die alte brandenburgisch-schlesische Grenze überschritten, da war es auch in Breslau mit einem Schlage zu Ende mit all der großartigen Baufreudigkeit der Kirche und der Klöster, die von Wien ihre große Förderung erhalten hatten. Auch der Jesuitenbau der Breslauer Universität wurde eingestellt, und das, was wir heute als großartigsten Prachtbau dieser Zeit bewundern, ist nur die Hälfte dessen, was einst geplant war. Es war in der Tat ein gewaltiger Umbruch, der sich damals vollzog und der Berlin an die Stelle Wiens und Brandenburgs, das nüchterne, sparsame Land, an die Stelle des frohbefehwingten, wohlhabenden Alt-österreichs treten ließ. Aber es ist merkwürdig, lange noch klingt auch in den Mauern von Breslau die Erinnerung an jene Zeit nach, in der die Stadt an der Oder mit der alten Kaiserstadt an der Donau durch ihre Beziehungen verbunden war. Und wenn es nur die Freuden des Lebens sind, die Freuden an Speise und Trank. So befieng noch im Jahre 1800 der Breslauer Rektor Fülleborn, ein Kind des nördlichen Niederschlesiens - er war aus Glogau gebürtig - bei der Betrachtung des Breslauer Wochenmarktes und seiner Herrlichkeiten die beiden Städte mit diesen Verfen:

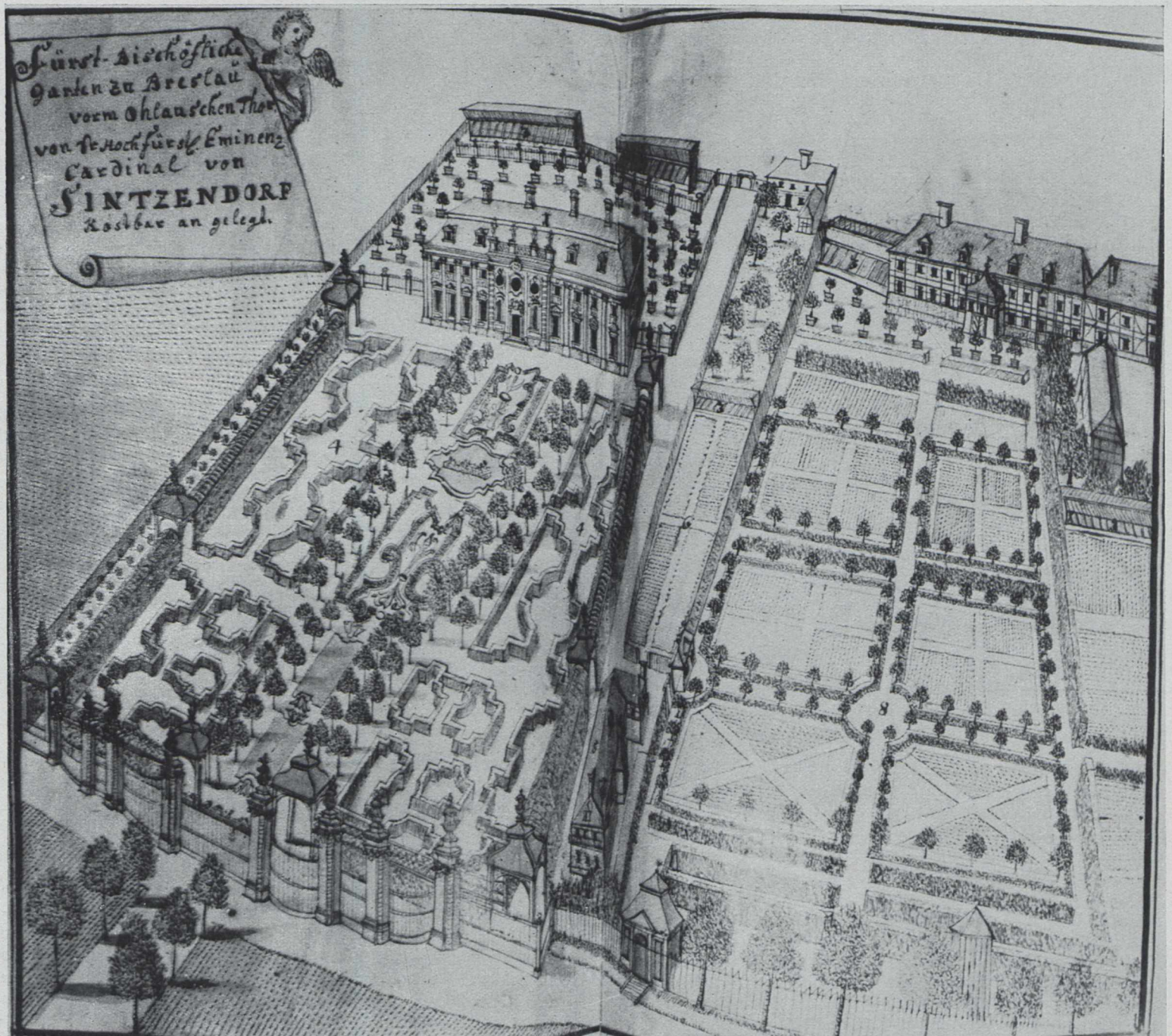


Wohl versteht Du, o Wien, Du herrliche, köstlich zu schmaufen  
 ... doch Schlesiens Hauptstadt  
 Weichet nur weniges Dir im Schmaus, die alte Verwandte.  
 Hätte sie leichteren Kaufs Hungarias Trauben und Osterreichs  
 Traun, sie würde vielleicht mit Dir die Wette beginnen.

Wir sehen allein aus diesem etwas wehmütigen Rückblick, wie stark noch nach über einem halben Jahrhundert der Nachhall an alte Beziehungen im frohen Lebensgenusse in dem preußisch gewordenen Schlesien lebendig war.

Aber auch Breslau sollte noch einmal die Gebende sein in den Beziehungen der beiden Kulturkreise. 1764 wird dem Münzinspektor Genz zu Breslau ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich erhält. Als der spätere Friedrich von Gentz im Jahre 1802 den preußischen Dienst mit dem österreichischen vertauschte, sagte sein Vorgesetzter, der Minister von Haugwitz, zum französischen Geschäftsträger in Berlin: »Jetzt kann Osterreich zufrieden sein, immer wollte es Schlesien zurück, jetzt hat es Erfas. Preußen hat ihm Gentz gegeben; genügt ihm der Erfas nicht, so könnten wir Fichte und Schlegel

hinzufügen, das sind auch polemische Schriftsteller, die Berlin mit ihrem Geschwätz langweilen, aber sie sind bescheidener als Gentz und erheben nicht den Anspruch, die Welt regieren und Frankreich vernichten zu wollen.« Wir vermögen nicht zu beurteilen, ob dieser Sprache des Diplomaten eine politische Unterschätzung in der Beurteilung allein eines Fichte zugrunde liegt oder ob es eine vorgetäuschte Unterschätzung gegenüber dem französischen Geschäftsträger war. Gentz aber kommt 1812 in Metternichs Staatskanzlei und hat mit diesem Staatsmann Altösterreichs volle 20 Jahre in ungetrübter Freundschaft zusammen gearbeitet. Er war sein Berater, sein Vertrauter, sein Federführer. Wohl selten trifft auf einen Politiker das Schillerwort besser, als auf ihn: »Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild durch die Geschichte.« Erst eine spätere Zeit hat die Bedeutung dieses Breslauer Sohnes als eines glänzenden Politikers ins rechte Licht gesetzt. Er war der erste große Berufspolitiker, und in ihm hat Breslau noch einmal in einer seiner eigenartigsten Persönlichkeiten ausgestrahlt über den staatsmännischen Kraftmittelpunkt Wien hinaus auf das Feld der europäischen Politik.







Breslau und Wien, die Fäden wollen und werden nicht abreißen; denn zwei so ausgeprägte Kulturzentren, von denen Breslau ja einst durch Schwertstreich abgetrennt wurde, sich aber allgemach zu einem eigenen Kulturkreise entwickelte, Brücke und Pforte wurde - zwei solche kulturelle Kristallisationspunkte müssen naturnotwendig auch die Zeiten politischer Veränderungen überdauern und in Wechselbeziehungen bleiben. Wenn wir die Zeit des zweiten Kaiserreiches betrachten, so wollen wir als Breslauer nie vergessen, daß die großartigste historische Ausstellung, die sich einst zu Füßen der Jahrhunderthalle entfaltete, und die Tausende und aber Tausende von begeisterten Zuschauern anzog, von einem Wiener geschaffen wurde. Es war die Jahrhundertausstellung 1913 im Poelzigbau, und der sie schuf, war Karl Masner, jener Mann, der aus Wien kam, der

jahrzehntelang den Breslauer Kunstsammlungen vorstand und der sich hier in Breslau zu einem Museumsmanne von europäischem Ruf entwickelte. Und wenn wir diesen Weg weiter verfolgen bis in die Gegenwart, so wollen wir daran denken, daß der Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Breslauer Universität in Dagobert Frey wiederum von einem Wiener besetzt ist. Es liegt vielleicht in diesen drei letzten Erscheinungen etwas Symbolhaftes: Jede der beiden Städte gibt Kräfte auf den Gebieten ab, die ihrer Wesensart eigentümlich sind. Wien gibt immer noch und immer wieder aufs neue aus dem Füllhorn seiner alten Kunst, Breslau als Spiegel Schlesiens immer wieder aus dem Kräftequell seiner vielfältigen Elastizität, die sich mehr als einmal umgeformt hat in Organisation und in politischer Betätigung.



# DIE FÄHNRICHE VON GLOGAU

## ERINNERUNGEN AN DIE KRIEGSCHULE VON HELLMUT BLUME

**G**logau ist für einen guten Teil deutscher Offiziere der alten Armee für neun Monate zur Heimat geworden, wie es jede Garnison für jeden Soldaten wird. Glogau beherbergte eine Kriegsschule für Fähnriche. Im Kranz der sieben preussischen Kriegsschulen, die es vor dem Weltkrieg gab, hat der Fähnrich Glogau allerdings unter die liebsten gereiht. Hannover, Danzig, Herford und Engers am Rhein waren als Städte oder ihrer bevorzugteren landschaftlichen Lage wegen sicherlich auch schöner und anziehender, und über die letzten drei fällt der Spruch »Angstklamm (Anklam), Glogau und Neisse . . . . .« - den Reim findet der Leser unschwer selbst - ein hartes Urteil. In der Praxis aber sah es wesentlich milder aus. Wir alten Glogauer Fähnriche waren gern dort. Die Kameradschaft half über alles hinweg, der strenge Dienst sorgte dafür, daß man über die Stadt »als solche« gar nicht zum Nachdenken kam, und schließlich war man noch so herrlich jung, achtzehn oder neunzehn Jahre, daß man die ganze Welt noch unbefangen und unkritisch durch eine stets rosarote Brille sah. So schien uns die Sonne über den Markt von Glogau, den Stadtforst, die Glogauer Vorstadt, die alten Festungswälle, den Exerzierplatz im Westen der Stadt und besonders über die Oder genau so schön wie über die Heimat- und Garnisonstädte, aus denen rund hundert Fahnenjunker-Unteroffiziere aus dem großen deutschen Vaterland zu ihrem Lehrgang im Jahre 1911 zusammengeströmt waren. Einige Erinnerungen von damals erhellen zugleich die Verhältnisse einer Zeit, die, ein Menschenalter zurückliegend, den Nachgewachsenen bereits Geschichte geworden ist und sie vielleicht sonderbar anmutet.

\*

Der Staat zahlte den Fahnenjunker-Unteroffizieren für die Reise nach Glogau die Fahrt in der 3. Klasse. Einige wenige, vom Vater mit einem besseren Monatswechsel ausgestattet, glaubten es sich schuldig zu sein, auf eigene Kosten in der 2. Klasse zu reisen. »Eindruck schinden« tat man dem Zeitgeist gemäß, indem man mehr Geld ausgab als andere; wer gar »vom Adel« war, wurde von gewissen Leuten als etwas Besseres angesehen als Müller oder Schulze »ohne Tritt«, wie wir sagten. In der Armee galten die Regimenter mit niedrigen Hausnummern mehr als die mit den höheren, weil die letzteren noch nicht so alt und erst nach der Zeit des Alten Fritz gegründet waren. Der Kavallerist meinte, er sei mehr als der Artillerist, dieser dünkte sich, weil auch er Sporen trug, wieder mehr als der Infanterist, und die Angehörigen technischer Waffen wurden unter die »Schlosser« gereiht. Im Weltkrieg fiel dieser Plunder ab, der Kern des deutschen Offizierkorps war gesund geblieben, sie starben alle den gleichen Heldenod. Wie damals schon der Gefündere den Angekränkelten oder noch jugendlich Unreifen abfertigte, zeigt folgende Geschichte.

In befagter 2. Klasse trafen sich auf der Fahrt nach Glogau zwei angehende Fähnriche. Der eine war vom 1. Garde-Regiment zu Fuß aus Potsdam, als welcher er sich für jeden anderen Soldaten ohne weiteres durch die weißen Gardelitzen am roten Kragen, die silbernen Knöpfe und weißen Schulterklappen auswies, der andere war durch den schwarzen Kragen, die silbernen Knöpfe und roten Schulterklappen unschwer als Pionier zu erkennen. Die beiden beschnüffelten sich eine Weile, kamen ins Gespräch und stellten das gemeinsame Reiseziel fest. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo man sich gegenseitig vorstellen mußte. Mit leichtem Gefäßlüpfen schnarrte der eine: »von Dornberg, 1. Garde-Regiment zu Fuß«, darauf der andere: »ohne Tritt Fritsche, 1. Pionier-Bataillon - och zu Fuß«.

Dornberg hat von seinem »von« und von der Tattache, daß er »zu Fuß« war, nie wieder Gebrauch gemacht. Er wurde Kamerad unter Kameraden.

\*

Die ehemaligen Kadetten unter den Fähnriche waren eine Klasse für sich. Sie waren laut, hatten immer Poffen im Kopf, waren führend im »Budenzauber« und anerkannt die besten Turner. Eines Morgens vor der ersten Arbeitsstunde stand die Kriegsschule zum Appell im Hof angetreten mit Front zum Gebäude. Als der »Fähnrich vom Dienst« dem »Offizier vom Dienst« meldete, merkte dieser sofort, daß sich die ganze Fähnrichschar das Lachen verbeißt und nach oben äugt. Zuerst mal einen Anpiff, dann aber folgte der Blick des Oberleutnants, damals gewichtige Männer von über 30 Jahren, den Augen der Fähnriche. Es bot sich ihm ein grotesker Anblick. Das Dach der Kriegsschule war flach. Am Rand des Daches war über der Dachrinne aus gestanztem Blech ein niedriges Gitter mit verichnörkelten Spitzen als Verzierung angebracht. Unmittelbar unterm Dach lagen die Kammern, wo die Bettwäsche und die Gebrauchsgegenstände aufbewahrt wurden. Da die Aborte im Hof lagen und man den Fähnriche nicht zumuten wollte, bei Nacht dorthin wandern zu müssen, war ihnen - ein ungewöhnliches Entgegenkommen für damals - sogar ein irdener Nachttopf zugebilligt. Die Reservestücke lagerten oben in den Kammern. Dort waren die Kadetten in der Nacht eingedrungen, hatten die Töpfe ergriffen und sie aus den kleinen Fensterluken über die Dachrinne hinweg auf die das Dach säumende Spitzengarnitur gestülpt. Eine turnerische Leistung! Die Kriegsschule, mit diesem neuen Schmuck gekrönt, sah herrlich bloß aus! Weit in die Stadt hinein leuchteten die weißen Töpfe. Die Menschen blieben in den Straßen stehen.

»Wer war das?« frug der Offizier. Er mußte einen Augenblick selbst das Lachen verbeißen. Prompt traten etwa ein Duzend Kadetten vor. »Runterholen!« lautete der Befehl. Die Ubeltäter stürmten die Treppen hinauf, um gleich darauf mit ihren geschmeidigen Leibern sich halbbrecherisch aus den Luken herauszuschwingen und die Töpfe einzuholen. »Vierzehn Tage Ausgehverbot«, lautete die Buße; sie wurde keineswegs entehrend empfunden, da sie nicht in das Strafbuch eingetragen und nur als erzieherisches Hausmittel verabreicht wurde. Die Abende wurden im Fähnrichskasino feuchtfröhlich verbracht. Glogau hat noch lange über diesen Fähnrichsfreich gelacht.

\*

Aber einmal erregte die Kriegsschule doch »öffentliches Ärgernis«. Das kam so. In die Monate Juli und August des besonders heißen Sommers 1911 fielen die »praktischen Geländeübungen«. Solange wurde der Hörsaal-Unterricht ausgesetzt. Die vier Hörsaal-Abteilungen rückten abwechselnd zu Fuß, zu Pferd, mit dem Fahrrad oder mit der Eisenbahn hinaus in die weite Umgebung von Glogau, deren Reizen sich die Fähnriche dabei nicht verschlossen. Außerdem brachen die Kirschbäume beinahe unter der Last ihrer überreichlichen Früchte. Das Gelände wurde mit Feldmeßgerät kartographisch aufgenommen, es wurde »beschrieben« und »beurteilt«, wurde bis in die letzte Bodenfalte erkundet, und rote und blaue imaginäre Kompanien, Bataillone und Regimenter wurden von den Fähnriche über Hügel und Mulden geführt. Morgens um 5 Uhr ging es hinaus, mittags zwischen 12 und 1 Uhr war man verstaubt und durchgeschwitzt wieder zu Hause. »Zwei Stunden Bettruhe« war dann befohlen.

Doch davon konnte man sich vom Offizier vom Dienst befreien lassen. Einige Unentwegte hatten nämlich entdeckt, daß es schöner



war, zu baden als zu schlafen. Das hatte seine Gründe. »Damals« badeten die Geschlechter noch streng getrennt. Es war die Zeit, wo die Frauen noch zwei Unterröcke, Korsetts, Sommerblusen mit hohen Kragen und Fischbeinstäbchen und Röcke bis an die Abfätze trugen. Eine Wade war noch eine sehr unanständige Sache. Zwischen 12 und 2 Uhr war die Benutzung der auf dem rechten Oderufer gelegenen Badeanstalt dem holden Geschlecht zugesprochen worden. Die Pionier-Schwimmanstalt lag grade gegenüber. Dorthin gingen wir und schwammen »zufällig« bis zu den Stricken hinüber, die den Nichtschwimmerinnen in der Badeanstalt Halt geboten. An dieser Grenze traf man sich. Die Mädels kamen heran, man »pouffierte«, und wenn es ganz toll wurde, machte man fogar Ringelreihen.

So ging es einige Tage. Da nahte das Verhängnis in Gestalt eines unserer Inspektions-Offiziere. Er kam im Paddelboot, »Ziehhund« genannt, angeplätschert. Was tun? Oberleutnant B. konnte »abgrundtief« schimpfen, war aber im Grunde gutmütig. Ohne große Verabredung, es kam alles wie von selbst, schwammen wir ihm entgegen, umkreisten ihn, begrüßten ihn harmlos, und als er auf der Höhe der Badeanstalt angelangt war, griffen einige Fähnrichsfäuste von hinten sein Boot, drehten es gegen das Ufer, und mit Hallo schoben wir den Machtlosen, ehe er sich dessen versah, durch die Stricke durch mitten unter die plantfenden Mädels und Frauen. Mit Gekicher und Geschrei stürzten die sich auf den Eindringling und spritzten ihn von oben bis unten voll. Uns beschimpfend und mit schweren Strafen bedrohend paddelte er sich wieder auf den Fluß hinaus und verschwand. Es war uns jetzt doch schwummrig zumute. Aber siehe, paar Minuten später war er wieder da. Jetzt schwamm er mit uns und tanzte fogar mit unseren Mädels Ringelreihen. Wir liebten ihn noch mehr.

Da kam noch ein Inspektions-Offizier im Paddelboot in Sicht. Das war ein Scharfer. Sein Erscheinen wurde peinlich empfunden. Oberleutnant B. aber flüsterte uns zu, »rin mit ihm, wie Ihr es mit mir gemacht habt«. Der Befehl mußte natürlich ausgeführt werden. Gleich darauf landete auch er mitten im Damenbad. Als er das grinsende Gesicht seines Kameraden sah, mußte er Bescheid und war entwaffnet. Auch er erlief dann im Wasser und gewann dadurch erheblich bei uns an Ansehen. Diese beiden und noch ein später hinzustoßender dritter Inspektions-Offizier gehörten von nun ab zu dem Stamm, der lieber badete als schlief. Bald hatten sich zarte Bande über die Stricke hinweg angeknüpft. Der Kreis der Eingeweihten blieb aber streng geschlossen. Dabei war es so harmlos.

Doch wir hatten nicht mit den Hütern des Anstandes in Glogau gerechnet. Sie empfanden diese »Zustände« als einen »Skandal«. So stand es eines Tages im Zentrumsblatt. »Unerhört, in welcher schamloser Weise gewisse Militärpersonen« - dabei noch rücksichtsvoll, daß nicht »Fähnriche« gesagt wurde - »sich den badenden ehrbaren Mädchen und Frauen unserer Stadt nähern. Eine anständige Frau kann sich ungehört von den lüsternden Blicken besagter Militärpersonen nicht mehr entkleiden . . . usw.« Diese »anständigen Frauen« haben uns zwar bestimmt nicht gereizt, weil ihre Unterröcke sicherlich aus Barchent war, aber es stand in der Zeitung. Keiner von uns hatte am Morgen den Artikel gelesen, wir waren ja im Gelände gewesen. Als wir wieder um Befreiung von der Bettruhe baten, wurde es abgelehnt. Dafür gellte plötzlich die Alarmglocke durch die Kriegsschule. Wir stürzten zum Alarmplatz. Der Offizier vom Dienst, einer der drei Mitschuldigen, erschien, las uns den Artikel vor und verkündete: »Keiner geht mehr zur Zeit des Damenbades in die Oder. Es ist aus! Wir gehen auch nicht mehr hin. Der Kommandeur liest die andere Glogauer Zeitung, hoffentlich erwölcht er den Artikel nicht. Über die Angelegenheit wird mit keinem Außenstehenden gesprochen. Disziplin, Fähnriche! Weggetreten!« - Es ging gut aus. Der Kommandeur hat den Artikel nicht gelesen. Aus dem Skandal wurde keiner. Die angeknüpften Bekanntschaften wurden aufs Trockene ins alte Festungsglacié verlegt, wo es viel gefährlicher war, und die Sittenapostel waren schuld daran.

\*

Der Kommandeur war ein untadeliger Offizier. Seine Fähnriche fürchteten ihn, aber verehrten ihn auch, weil er streng aber gerecht war. Von Zeit zu Zeit betrat er morgens beim Wecken zusammen

mit dem Fähnrich vom Dienst die Schlafstuben und kontrollierte, ob seine Zöglinge mit dem Ruf »Aufstehen!« auch schon aus den Betten waren. Die Säumigen bekamen Ausgehverbot. Das hagelte nur so. Abends kam er in die Arbeitsstunde und sah nach, ob jeder über seine Büchern und Hefen saß. Da er jeden einzelnen kannte und über seine guten oder schlechten Leistungen genau Bescheid wußte, fiel dabei manch ermahnendes aber auch anregendes Wort. Ein Dollpunkt von ihm war der vorschriftmäßige Anzug. Wehe, wenn am Ausgehrock vorne der Kragen eckig, wie es die Mode heischte, statt vorschriftsmäßig halbrund geschnitten war, oder gar der weiße Unterziehkragen auch nur einen Millimeter herauschaute. Bei diesen Verbrechen wurde ein Fähnrich einmal von ihm ertappt. Er stolzierte an einem schönen Sonntagvormittag bummelnd über den Markt. Der Himmel hing voll schönster Geigen. Da kam »Marabu«, so lautete der Spitzname des Kommandeurs. Er war nämlich sehr mager, hielt sich etwas vornüber gebeugt und hatte eine lange Nase. Eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Vogel war nicht zu leugnen. Der Fähnrich hatte ihn zu spät gesehen, sonst wäre er bestimmt in eine Seitenstraße entflucht, so aber hörte er sich schon angerufen: »Ihr weißer Kragen schaut unvorschriftsmäßig vor, gehen Sie in die Kriegsschule und melden Sie sich sofort und dann alle zwei Stunden bis zum Zapfenstreich beim Offizier vom Dienst«. Der herrliche Sonntag schien verpfuscht. Doch ein richtiger Fähnrich weiß sich zu helfen. Zu was hat man ein Fahrrad? In einem Vorort - es war in Rauschwitz - war Schwof. Er durfte auf keinen Fall versäumt werden. Und alle zwei Stunden strampelte ein wild gewordener Fähnrich zur Kriegsschule und wenige Minuten später wieder hinaus zum Tanz. Der Offizier vom Dienst aber mußte den ganzen Tag im Haus bleiben, hatte sich aber als Tröster paar Kameraden aus der Garnison ins Kasino eingeladen. Als der Fähnrich sich gegen Abend wieder mal meldete, war der Herr Oberleutnant in bester Laune, und als er des Fähnrichs ansichtig wurde, meinte er: »Mensch, sind Sie immer noch da? Komm rin!« Wenige Minuten später saß der Jüngling, der im Rufe stand, ein guter Bänkelfänger zu sein, auf dem Klavier, ein Leutnant begleitete, und sang seinen späteren Kameraden die Lieder und Schlager »Sie war in der Leipziger Straße in einem Modefalon«, »Die vier Jahreszeiten der Liebe« und andere Schmarren vor. Es war eine Mordestimmung. Als um elf Uhr Schlußappell war, wurde dieser Fähnrich als der einzige als fehlend gemeldet.

Der gleiche Fähnrich saß in einer Dienstpauze eines Nachmittags auf seiner Stube. Da kam eine Ordonnanz. »Der Herr Fähnrich sollen sofort zum Herrn Kommandeur kommen!« - »Ei verflucht, was habe ich denn wieder ausgefressen?« war sein erster Gedanke. Denn wer hatte kein schlechtes Gewissen? Mit gemischten Gefühlen trat er vor den Gestrengen. »Sagen Sie mal, Fähnrich, haben Sie Schulden?« lautete die peinliche Frage. Natürlich hatte man einige Mark in einer Kneipe zu Buch stehen, das war in Glogau so der Brauch. Da es aber nicht gerade viel war, lautete die Antwort dreist und gottesfürchtig: »Nein, Herr Oberleutnant!« - »Nun«, meinte dieser, »bei einem solch flotten jungen Mann würde mich das gar nicht wundernehmen. Sie bekommen ja auch nur Gefreitenlöhnung, weil Sie überetatmäßiger Fähnrich sind. Ich habe bei Ihrem Kommandeur angefragt, ob nicht doch eine Etatsstelle für Sie offen geworden ist, damit Sie in den Genuß der Fähnrichlöhnung kommen. Wenn Ihr Herr Vater es sich leisten kann, so darf er Ihnen zwanzig Mark zu der erlaubten Zulage von hundert Mark monatlich mehr schicken. Schreiben Sie ihm das. Machen Sie keine Schulden, vor allem gehen Sie nie, nie zum Juden! Und wenn Sie mal in die Predouille geraten, dann kommen Sie zu mir, ich bin jederzeit bereit, Ihnen aus meiner Privatschatulle auszuhelfen.« Donnerwetter! War es ein Wunder, daß wir für den Mann durchs Feuer gingen?

Das war der Oberst von Reuter, der sich ein Jahr später als Regimentskommandeur in Zabern im Elsaß auch vor seinen Leutnant stellte, als in der ganzen Welt die »Zaberner Affäre« gegen den »preußischen Militarismus« ausgeschlachtet wurde. Wir, seine Fähnriche, die inzwischen Offiziere geworden waren, durften ihm zwar keine Zustimmungsschreiben oder gar Telegramme schicken, aber wir haben ihm durch einen »gehorsamsten Gruß« angedeutet, was wir ihm sagen wollten. Er hat es verstanden und jedem einzelnen



handschriftlich den Gruß erwidert. Wer die Zaberner Affäre nicht kennt, lasse sie sich von seinem Vater oder Großvater erzählen.

\*

Um sieben Uhr morgens begann nach einem frugalen Frühstück der Dienst. Von 8 bis 1 Uhr war in der Regel Hörsaal-Unterricht. Bis 5 Uhr schloß sich der praktische Dienst mit Reiten, Fechten, Turnen, Exerzieren und so weiter an. Um 5.15 Uhr endlich gab es ein warmes Essen. Es war reichlich und gut, aber mehr lieferte der Staat damals seinen Fähnrichen nicht. Von 6 bis 7.45 Uhr war wieder Arbeitsstunde. Dann erst durfte man ausgehen bis zum Schlußappell um 10 Uhr. Nachurlaub gab es grundsätzlich nicht, nur am Sonnabend und Sonntag bis 11 Uhr. Die zwei Stunden am Werktag waren rasch um. Und wie wurden sie genossen! Man bummelte durch die Stadt und bevölkerte die Gasthäuser, ein Bevorzugter traf sich auch mal mit einer »Ihr« an der Oder oder im Stadtpark, und ab und zu gelang es auch, am Sonnabend oder Sonntag eine Karte für das Sommertheater am Markt zu ergattern. Für die Soubrette aus dem »Wiener Blut« schwärmte die ganze Kriegsschule. Unsere Stube hat auch mal zusammengelegt, um ihr einen Blumenkorb auf die Bühne schicken zu können. Ein Ulanenfähnrich wurde bestaunt und beneidet, weil es ihm gelungen sein soll, mit ihr zu kuppeln. Er selbst hüllte sich in diskretes Schweigen. Das machte die Sache noch romantischer. Es war geradezu aufregend. Die Liebe des Fähnrichs aber, der im Kasino mit seinen Brettliedern den Lebefügling mimte, wohnte an einer Ecke am Markt in drifften Stock. Annemarie war so jung wie er, hatte ein hübsches,

liebes Mädchengesicht mit zwei dunkelblauen Augen. Ein breiter, runder Strohhut schloß sich um ihre blonden Locken. Sie hatten sich einmal auf dem Bummel am Markt in die Augen gesehen, da war es um sie geschehen. Seitdem stand sie Abend für Abend oben am Fenster und wartete, bis in dem Schwarm der um ihre Ecke zum Schlußappell in die Kriegsschule strebenden Fähnrichen auch »er« auftauchte und nach oben schaute. Er hielt sich dabei von seinen Kameraden etwas abseits, damit es keiner merke und ihn niemand störe. Und fehlte sie ausnahmsweise mal am Fenster, dann war die Enttäuschung riesengroß, und der vertraute Kamerad von der Nachbarstube – es deckt ihn wie viele andere auch längst der grüne Rasen – hatte viel zu tun, um ihn zu trösten. Nur ein einziges Mal haben sie sich gesprochen. Es war am »Margueritentag«. Die Blumen wurden von den Damen der Gesellschaft für das Rote Kreuz verkauft. Auch sie war unter den Verkäuferinnen. Die Gelegenheit war günstig. Sie suchten und fanden sich und standen dann verlegen mit klopfenden Herzen und geröteten Wangen voreinander. Sie stammelte: »Wollen Sie mir auch eine Blume abkaufen?«, und er preßte stotternd heraus: »Von Herzen gerne« und war noch lange stolz auf den Doppelsinn seiner Worte. Von da ab trug er eine Marguerite unter der Uniform an der Brust. Als er Leutnant war, wagte er es, ihr zu schreiben, und sie schrieb sich, ohne sich jemals wieder zusehen, noch zwei lange Jahre und liebten sich heiß. Dann trat gelebtes Leben zwischen sie.

Aber die Erinnerung an diese schöne, keusche Liebe ist hineingeflochten in die Kriegsschulzeit, und ein goldener Nachglanz fällt dabei heute noch auf die niederschlesische Stadt Glogau an der Oder.

## VOM TAPFEREN OBERSCHLESIER

**W**ie tapfer der Oberschlesier insgesamt sich geschlagen hat, das beweist ein abschließender, nicht alltäglicher Armeebefehl, der hervorhebt, daß die Oberschlesier, von dreifacher Überlegenheit und starker Kavallerie angegriffen, trotz ständiger Bedrohung in Flanke und Rücken ihr Ziel erzwangen. Unter den 500 gefangenen Offizieren nur dieses Gefechtstages befanden sich ein Armeeführer, ein Korps- und drei Divisions-Kommandeure!

Wenige Tage vorher brachte ein einziger Zug oberschlesischer Panzerjäger bei Abwehr eines erbitterten polnischen Durchbruchversuches einen General, fünf Stabsoffiziere, 20 sonstige Offiziere und 450 Mann als Gefangene ein. Ein fast undurchdringlicher Nebel an diesem Morgen. Die Division steht auf breitester Front im Angriff nach Norden und nach Osten. Da suchen polnische Elitetruppen, Legionäre und Kavallerie, die Gunst des Wetters und des ihnen wohlbekannten Waldgeländes ausnützend, in der Tiefe der linken Flanke die Oberschlesier zu durchbrechen. Schon ist der Flügel der Infanterie umgangen. Schnell wird die Panzerjägerabteilung in den Kampf geworfen. Nur eine Kompanie ist zunächst zur Hand. Die Fahrzeuge werden abgestellt, ein Zug muß zu ihrer Sicherung zurückbleiben, denn nicht nur rechts bei unserer angreifenden Infanterie, auch links im Rücken der Kompanie ist schon Gefechtslärm zu hören. Zwei Züge gehen, als Infanterie in breiter Ausdehnung vor und stoßen in Wald und den nun plötzlich zerreißen und wieder einfallenden Nebel vor. Der Nebenmann ist nur als unbestimmbarer Schatten zu sehen. Siebenhundert, fünfhundert Meter zu dem sich dunkler abzeichnenden Waldsaum. Da schlägt das Feuer polnischer Maschinengewehre und Schützen uns entgegen. Stellung! Das Feuer erwidern. Dann vor. Schießen, springen, springen, schießen, bis der Waldrand mit Hurra erreicht ist. Die Polen werden entwaffnet. Neue Wellen dringen aus dem Waldinneren, kommen in unser Feuer, fallen oder ergeben sich.

Das Gefecht flaut hier ab. Der eine Zug wird in eine neu aufgebrochene Lücke zur Sicherung des Abteilungs-Gefechtsstandes

eingesetzt. Er geht am Nord- und Osthang einer Höhe in Stellung. Davor liegt etwas Ackerland. Einige gelbbraune Wiesen. Herrenlose Pferde darauf. Dann wieder Wald, unabsehbar. Zwar zeigt sich noch kein Pole, aber im Wald ist geheime Bewegung. Von Osten lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer zu hören. Da erfährt der Zugführer von einem polnischen Überläufer, daß sich im Wald zwei polnische höhere Stäbe befinden. »Die heben wir aus«, sagt er. Mit fünf Unteroffizieren und 23 Mann, mehr hat er nicht, dringt er in den Wald ein. Tatsächlich, sie entdecken, in ungeordneten Gruppen und anscheinend sich sicher fühlend, die Offiziere der Stäbe, Männer, Pferde. Die Flügel der Panzerjäger schieben sich vor, und dann drauf! Es gelingt. Einzelne polnische Gruppen suchen sich zur Wehr zu setzen, Deckung zu gewinnen, vergebens. Zögernd legen die polnischen Offiziere die Waffen ab. Wieder haben die Oberschlesier mehr als ihren Auftrag erfüllt.

So sind sie alle, so ist jeder einzeln und auf sich gestellt. Ein Beispiel für viele. Der Gefreite S. ist Fahrer. Fahrer eines Gefechtswagens nur. Kein »stolzer« Posten. Aber zuverlässige Männer braucht man da. Und das ist er wie alle Oberschlesier. Am Nebelmorgen des schon erwähnten Gefechtstages stellt ihn das Schicksal auf die Probe! Bei ihrem Durchbruchversuch im Nebel deckt polnische Artillerie das Dorf A. ein, dringt polnische Infanterie beiderseits des Dorfes durch unsere Linien. In A. hält auch das Fahrzeug von S. mit anderen. Die Fahrzeuge sollen aus dem Dorf in Deckung gezogen werden. Da trifft ein Granatsplitter S. in den Oberschenkel, andere verwunden eines seiner Pferde. Aber S. gibt das ihm anvertraute Gut nicht auf. Trotz der Verwundung führt er den Befehl aus. Das verwundete Pferd schirrt er ab und hängt es hinten an den Wagen. Nun muß er aus dem Dorf und durch eine vom Polen zerflossene Artillerie-Feuerstellung, dann durch einen Hohlweg. Zwei leichtverwundete Artilleristen schließen sich an. Da erscheint oben am Rande des Hohlwegs ein polnischer Spähtrupp. Die drei kämpfen sich durch und erledigen die Polen. Das verwundete Pferd bricht zusammen. Was tut's? Es laufen ja genug polnische Pferde herum. Und warum denn knauern? So fängt der verwundete Kumpel mit seinen tapferen Kameraden zwei Pferde, eines als Reserve. Er führt seinen Befehl aus, übergibt sein Fahrzeug und ein Beutepferd dazu, und dann erst läßt er sich nach rückwärts bringen zum Arzt. Sein Bein bleibt steif, aber seine Pflicht ist erfüllt.

Koch - Erpach, Gen. d. Kav.



# Pavel und Alzbeta

EINE ERZÄHLUNG VON  
OTTO FRANZ HEINRICH

Längst hatte der heiße Atem des Tages jenen blaugrauen Dunst verbrannt, der allmorgendlich aus den Seitentälern um das kleine slowakische Dorf stieg und sich kurz nach Sonnenaufgang schon mit dünnem Katenrauch vermengte. Im hellen Staub der Straße wälzten sich zwei Hunde. Sie sprangen auf und fürchten sich durch ein mageres Kornfeld, als Stefan Lacho mit der Peitsche knallte. Stefan fuhr hinauf in das obere Dorf jenseits des Buchenwaldes. Zuvor aber hielt er am Schulhaus, das, ein wenig höher als die Katen, wie zerdrückt von der Last des Berges in den bröckeligen Hang hineingewachsen schien.

Vom Wagen herab sprang Pavel Turan. Er nickte Stefan Lacho zu, und Stefan, die Pfeife im Munde, nickte zurück. Das hieß soviel wie danke und bitte und wiederholte sich jeden Tag.

Mit He und Ho trieb Stefan nun die Pferde an, denn der Weg wurde vom Schulhause ab immer steiler. So verdichteten sich auch die Staubballen um Rosse und Wagen und hüllten das Gefährt fast völlig ein. Knarrendes, holperndes Gezeter der Räder begleitete Stefans He und Ho bis zum Walde, wo eine Quelle den dicken Staub in Morast verwandelt hatte, daß die Räder tiefer versanken. Dort schimpfte Stefan Lacho jedesmal. Pavel hörte es noch vor der Tür des Schulhauses, wo Alzbeta auf ihn wartete, Alzbeta, das fünfte Kind der Bednarova, der die Kate am oberen Ausgang des Dorfes gehörte.

Das Mädchen wartete schon lange auf ihn. Ihr Blick folgte ihm den kurzen, steilen Weg entlang, der von der Straße heraufführte. Der Lehrer habe schon gemahnt, er solle sich beeilen, rief sie ihm entgegen und, als er näher kam, setzte sie etwas leiser hinzu: »Pavel, hast du das Messer?« Dabei sah sie den Jungen mit ihren großen, grauen Augen an. Pavel gab ihr die Hand und schüttelte den Kopf. Er wußte, was ihr Blick bedeutete, denn sie nahm ihn nicht weg, während sie in die Schulstube gingen und ihre Hefte auf die Bank legten. Er fühlte den Blick, ohne daß er ihr ins Gesicht schaute oder gar in die Augen. Er hätte lügen können, hätte sagen können: was denkst du, Alzbeta, der Vater soll mich geschlagen haben? Dazu bin ich doch zu groß!

Aber die Alzbeta konnte er eben nicht belügen. Die anderen ging es nichts an, sie fragten auch nicht danach. Nur die Alzbeta Bednarova machte sich Gedanken darüber, daß er beim Ruten-schneiden am Flusse das Messer verloren hatte.

Vielleicht fand er es mittags, wenn er nach Hause ging und noch einmal das ausgetrocknete Flußbett absuchte. Denn in der Kate des Holzfällers Anton Turan gab es nur ein einziges Messer. Es war noch neu gewesen, der Vater hatte es, da das alte abgebrochen war, vor einem halben Jahr erst in der Stadt gekauft. Messer aber kosteten viel Geld, sie waren schwer zu beschaffen, wenn es auf Brot und Mehl reichen sollte und an heiligen Festen wohl auch einmal auf Fleisch. Gestern Abend hatte die Mutter das Brot abbrechen müssen. Die Pilze zerteilte er selber mit zitternder Hand, als er den Vater kommen hörte. Er legte ihm auch bald das Bündel Weidenruten hin, das Anton Turan zum Körbelflechten brauchte. Dann aber fragte der Vater doch nach dem Messer. Und Pavel war kurz darauf aus dem Hause gelaufen, wieder hinunter zu den Weidenstümpfen, als die Sonne sich schon hinter der Berglehne verkroch und vom Buschwerk lange Schatten übers bleiche Gestein des Flusses fielen, daß

auch einer mit guten Augen schwerlich etwas finden konnte. Als dann die Alzbeta vom Nachbardorf kam und ihm beim Suchen half, ahnte er, daß es zum zweiten Male Schläge geben würde; doch er sagte nichts davon.

Gregor Havlik, der blutjunge Lehrer, ließ Martin Pavelka die Tafel abwischen und die Fensternischen säubern. Auch der Fußboden wurde gefegt. Es sollte nämlich alles blitzsauber sein. Ein Fremder, ein deutscher Herr, würde kommen, von weither. Und wenn sie gehörig aufpaßten, würde er die Klasse photographieren, um sie oben in Deutschland den Kindern zu zeigen. Der fremde Herr sei auch Lehrer, natürlich an einer großen Schule mit vielen Klassen, und sie sollten freundliche Gesichter machen und keine Angst haben, wenn sie der deutsche Herr photographiert, denn die Bilder seien sehr teuer. Oh, sie hätten keine Angst, meinten die Jungen, als dann der fremde Herr kam; doch die Mädchen wollten nicht mit auf das Bild kommen, weil sie ihre Sonntagskleider nicht anhätten, die weißgewaschenen Blusen und Röcke mit den schönen bunten Stickereien.

Es gehe auch ohne dies, ließ ihnen der fremde Herr durch den Lehrer sagen. Beide lachten sie, und die Mädchen tuschelten und liefen eine Weile später, als sie sich aufstellen sollten, den Hang hinunter auf den Rasen. Blumen holten sie sich, jede einen Strauß. Die Blumen hielten sie, während der deutsche Herr photographierte, kerzengerade in die Höhe, damit es ja recht schön aussehe.

Pavel stand in der vordersten Reihe. Als der Fremde sich vom Lehrer verabschiedete, als sie ihm das Lied von Zuzka und dem Apfelbaum vorsangen, vergaß Pavel das Singen. Er sah immer wieder auf den feinen Pan, der so freundlich lächelte und an der Hand einen goldenen Ring mit einem viereckigen, dunkelroten Stein trug.

Der Lehrer begleitete den fremden deutschen Herrn bis hinab auf die Straße, während die Jungen und Mädels dicht gedrängt Fenster und Türen umlagerten. Sie riefen einen frommen Gruß nach, doch der Fremde schien es nicht zu verstehen. Vielleicht hatten ihn die Worte auch nicht mehr erreicht; denn er schaute sich erst eine Zeit später um und winkte noch einmal. Als dann später Gregor Havlik draußen in die Hände klatschte und das behende junge Volk wie ein Stamm wilder Bienen aufgeregt aus dem engen Bau des Schulhauses schwirrte, stand Pavel Turan immer noch am Fenster und sah nach der Straße hinunter.

»Du, es ist Pause!« sagte Alzbeta. Sie faßte ihn am Arm. Pavel ging vor ihr her.

»Ich helfe dir am Nachmittag suchen . . . die Mutter erlaubt es schon«, hörte er sie sprechen.

\*

Unendlich viel Licht strömte aus glühender Sonnenschale hinab zur Erde, floß zwischen zierlichen Federvölkern hindurch und sicherte selbst unter den dichtesten Buchenkronen über die silbrigen Gewänder der alten Baumriesen. Es waren die Tage, da an trockenen, warmen Hängen, auf flüchtig von Ranken überspanntem Gestein tiefrote Erdbeeren leuchteten.

Pavel Turan hatte bald nach Schluß, als die Sonne am höchsten stand, noch einmal das Flußbett abgesucht. Nach Hause war er nicht gegangen. Am Rande vor einem kulpigen Sumpf entdeckte er





AUFNAHME: WEGNER, LEOBSCHUTZ OS.

SCHLESIER IN BERLIN . . .





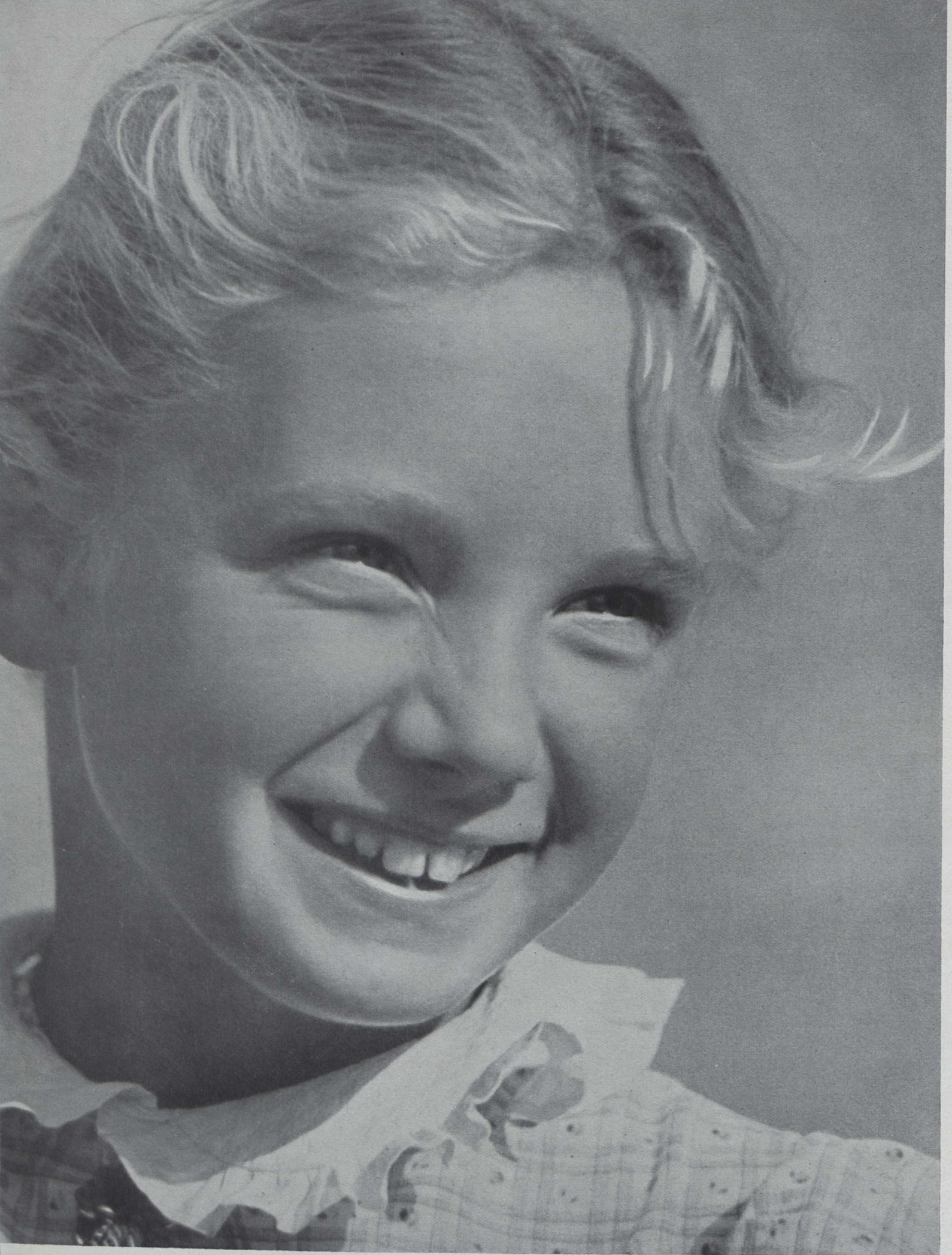


LINKE AUFNAHME: HEINIG, WEICHSEL OS.  
RECHTE AUFN.: V. PUTTKAMER, BRESLAU



BEI DER DIESJÄHRIGEN AUSSTELLUNG DES REICHSBUNDES DEUTSCHER AMATEUR-FOTOGRAFEN IM BERLINER KÜNSTLERHAUS FIELEN UNS DIESE 4 FOTOS NEBEN VIELEN ANDEREN AUSGEZEICHNETEN ARBEITEN AUF





AUFNAHME: V. PUTTKAMER, BRESLAU



leine Weidenflöte. Beim Suchen am Abend vorher hatte er ganz und gar darauf vergessen. Gedankenlos steckte er sie in die Tasche, dann ging er bis ans Ende des kleinen Ackers vor dem Walde und dachte wieder an das Messer und an den Vater. Jeden Tag würde er Prügel bekommen, solange bis er es fände. Das hatte ihm der Vater rasch noch nachgerufen, als er am Morgen das Haus verließ und hinab zur Straße trottete, auf der Stefan Lachó schon mit Ho und He dahergefahren kam.

Pavel lag im Grafe. Er starrte auf das Haus tief unter ihm, auf das Haus mit den kalkweißen Wänden. Er sah durch die Wände hindurch, sah die Mutter auf dem Schemel rechts vom Ofen sitzen, wie sie gewöhnlich dafuß, wenn das Essen fertig war und sie beide auf den Vater, den Anton Turan, warteten. Pavel sah auch in die Stube hinter der Küche, wo nur ein breites Bett stand und eine Truhe, sonst nichts. Deshalb hallte im Geviert der kahlen Wände auch des Vaters schwerer Schritt, so oft er hin- und herlief, vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster. Pavel hörte den schweren Schritt ganz deutlich, so ruhig war es oben am Waldrande. Immer stärker wurde der Schritt, immer näher kam er, bis sich das dumpfe Klopfen mit einem Male entfernte und in einer langen, dunklen Ruhe verank. Dann kam es wieder, urplötzlich.

Eine Stimme schlug an sein Ohr. Er schrak auf, sah um sich, verwirrt und erschrocken.

»Aber Pavel!«

»Ich hab's noch nicht!« rief er und suchte im Taumel des Erwachens festzuhalten, was die Augen willkürlich streiften.

Alzbeta stand vor ihm. Neben ihr, fern, sah er das Dorf wie den ungewissen Hintergrund eines Bildes. Sie sagte etwas, denn sie bewegte die Lippen. »Du schläfst ja!« hörte er. Das Mädchen lächelte, als er unbeholfen mit dem Handrücken über die Augen fuhr, torhelnd aufstand und, sich umblickend, endlich merkte, daß der Vater gar nicht da war, auch in der Nähe nicht, daß das Haus weit unten lag im Tale.

»Du hast ja solange geschlafen! Schau, der Martin treibt schon die Ziegen vom Berge.«

Pavel verfolgte die Linie ihres ausgestreckten Armes, der hinüber zum jenseitigen Walde zeigte, aber der Blick blieb an etwas Blinkendem haften. Als sie sich umwandte, wurde sie es gewahr. Das Mädchen Alzbeta ließ den Arm sinken, den schmalen, braunen Arm, und betrachtete selber die stählerne Klinge mit dem schwarzen Holzgriff. Sie sah Pavel wieder an, die Alzbeta, etwas unsicher sah sie ihn an.

»Pilze soll ich holen. Magst du mitgehen?«

Sie griff nach dem Korb.

Doch Pavel beachtete ihre Frage nicht. Er sah nur auf die blinkende Klinge. Nun wußte auch Alzbeta, daß er sich fürchtete heimzugehen und seit Mittag schon hier oben vor dem Walde hockte.

Am selben Abend legte Pavel Turan ein Messer auf den Tisch. Er tat es, als die Mutter im Ziegenstall fütterte. Der Vater sah ihn groß an, hob die Hand und fuchtelte damit in der Luft herum: »Dein Glück, Bürschel!« Furchtsam beobachtete der Junge das Gesicht des Vaters. Aber es fiel Anton Turan nicht weiter auf, daß die Klinge ein wenig schmaler war als beim alten Messer.

So seltsam hatte Alzbeta zu ihm gesprochen, mit ganz anderen Worten als sonst, als sie vom Pilzholen zurückkamen und sie ihm das Messer gab. Sie brauche es nicht, die Mutter habe noch welche, daher könne sie es ihm schenken. Trotzdem war die Bednarowa arg erstaunt, als Pavel kurz darauf bei ihr erschien und fragte, ob er das Messer auch morgen und übermorgen behalten dürfe, ob sie es nicht von seiner Mutter zurückverlangen würde. Die Bednarova rief ihre Tochter von der Wiese und schalt sie: oh, ein gutes Kind sei sie nicht wie die anderen vier; es nehme gewiß einmal ein häßliches Ende, wenn sie schon so zeitig mit dem Lügen anfangen. He, warum sie denn gelogen habe? He, warum sie denn gesagt habe, das Messer sei beim Pilzsuchen verlorengegangen? Was solle das bei einem guten Kinde? Wer lügt, darf nicht einmal Blumen pflücken, sie verwelken ihm unter den Händen!

Pavel schaute die Alzbeta an, aber er brachte kein Wort heraus zu alledem, auch später nicht, als das Mädchen seiner Mutter erzählte,

wie sehr der Anton Turan seinen Jungen geschlagen, und daß er es wieder tun würde, wenn Pavel das Messer nicht brächte. Während darauf die Bednarova ihm übers Haar strich und mit viel leiserer Stimme als vorher sagte, sie habe doch mit Alzbeta nur ihren Spaß getrieben, denn Alzbeta lüge nicht, das Messer, ja, das dürfe er behalten, sie selber schenke es ihm, als sie ihn bat, der Mutter einen halben Laib Brot mitzunehmen, da war er neben Alzbeta hergegangen, den schmalen Weg hinab zur Straße. Ihre Hand hatte er gefaßt. Auch an der Brücke hielt er die Hand noch, und es fiel ihm auf, gerade als er gehen wollte, als er sie fester umschloß, daß sie kleiner war als seine Hand, fogar etwas weißer, nicht so von Rissen und Schrammen durchzogen, die man sich beim Holzhacken und beim Graben holte oder auch beim Rutenschneiden. Er befah sich eine lange Weile Alzbetas Hand und wunderte sich, daß er es bisher nie bemerkt hatte. Das Mädchen wandte sich zum Gehen, doch Pavel umschloß die Finger, die sich vorsichtig befreien wollten.

»Die Mutter wartet, Pavel!«

Er nickte. »Ja.« Nun ließ er doch die Hand los. Alzbeta lächelte und fragte ihn, ob er sich auf die Schule morgen freue; sie freue sich sehr darauf.

Pavel Turan verstand nicht, was es mit der Schule zu tun habe. Er sann auf dem Heimweg nach. Was konnte Alzbeta damit gemeint haben? Natürlich freute er sich, ging er doch viel zu gern zur Schule, namentlich jetzt, im letzten Vierteljahr. Da erzählte der Lehrer oft, wie es draußen in der weiten Welt zugeht. Vielleicht meinte Alzbeta gerade das? Sie war ja fast so alt wie er. Im Herbst würde sie mit ihm zusammen und noch vier anderen das Abschlußzeugnis bekommen. Dann trafen sie sich nicht mehr morgens vor dem zerdrückten Haus am Hang. Nur mittags, wenn er vom Walde droben nach der Wiese schaute, wo die beiden Kühe der Bednarova grasten, mittags also, würde er sie sehen. Aber am Ende ging sie gar in die Stadt weit vor den Bergen, wie andere Mädchen, wenn sie das Schulzeugnis bekamen. Dann sah er sie gar nicht mehr.

Er nahm sich vor, sie bald danach zu fragen.

\*

Viel Erdbeeren wollte Pavel sammeln und sie heimlich nach der Stadt tragen, aber am Nachmittag war der Markt zu Ende, da kam er zu spät, und in der Frühe ging es erst recht nicht, waren es doch fünf Stunden bis zur Stadt hinunter. Er fragte Alzbeta, ob er die Beeren dem Michalik mitgeben solle, der könne sie verkaufen und dafür der Bednarova ein neues Messer mitbringen. Wenn man sechs Tage hintereinander schon bei Sonnenaufgang im Walde sei und fleißig suche, komme das Geld heraus. Alzbeta wollte davon nichts wissen; die Mutter habe es ihm geschenkt, und er müsse auch die letzten Wochen ausgeruht zur Schule kommen, sonst behalte er sich zu wenig von dem, was Gregor Havlik von der Welt lehre. Pavel nickte vorläufig dazu. Wenn Alzbeta etwas sagte, so war es schon recht. Seit er nämlich den deutschen Pan in der Schule gesehen hatte, beschäftigte er sich mehr als je mit den Dingen, die er vom Lehrer hörte, die für ihn neu waren und fern. Mit anderen Gedanken als bisher begleitete er das Flugzeug, das täglich von Süden her übers Gebirge flog. Aus Budapest komme es und sei am selben Abend noch in Deutschland, in Berlin, wo auch der fremde Herr wohne. Der Lehrer hatte es ihnen erzählt.

Wenige Meilen südwärts zog sich hinter den Bergen die ungarische Grenze entlang, aber die große Stadt Budapest lag noch viel weiter weg. Alles, was die kleine Welt des Dorfes nicht mehr umschloß, brachte Pavel mit dem deutschen Herrn in Berührung, der so feine Hände hatte und einen goldenen Ring trug. Daher schaute er jetzt öfter dem Flugzeug nach, sobald es über den Wäldern furrte. Die Leute im Dorf kümmerten sich kaum um Dinge, die sie nichts angingen. Wenn sie wirklich einmal in die Stadt gehen wollten, waren sie vorher unruhig und redeten viel davon. Nur der alte Michalik fuhr regelmäßig nach der Stadt. Michalik hatte auch Geld. Er kaufte sich Butter und, wie die Leute erzählten, fogar Wurst zum Brot. In seiner Stube standen Flaschen mit Bier; Tabakrollen lagen auf einem Wandbrett, und an den heiligen Festen trug er einen schwarzen Anzug. Ja, das alles konnte Michalik nur, weil er in die Stadt fuhr zu den vielen Menschen wäre er immer im Dorfe geblieben wie der Vater, die Mutter, der Nachbar Kovác, die Bednarova und



alle die anderen, hätte er das Brot auch Sonntags in dicke Sauermilch tauchen müssen, wie die anderen.

In der Nacht brach Pavel Turan auf. Der Vater schlug in den Wäldern des ungarischen Grafen Holz. Erst am Sonntag kam er ins Dorf zurück. Deshalb wagte Pavel den Weg nach der Stadt. Schon am selben Abend brachte er der Bednarova stolz und mit hochroten Wangen das Messer, ein schönes Messer, blitzblank die Klinge, braun der Holzgriff.

Alzbeta aber erzählte er von der Stadt. Er redete, ohne zu bemerken, daß sie zu all dem Schönen nichts sagte, nicht einmal mit dem Kopfe nickte, wie sie es sonst gewöhnlich tat, wenn er etwas Neues wußte. Erst als er innehielt und sie am Schluß fragte, ob sie auch nach der Stadt wolle, im Herbst, wenn sie das Zeugnis bekämen, er selber würde nicht im Dorfe bleiben, da sehe einer nicht viel, die Stadt sei doch zehnmal größer, und wer dort wohne, habe auch mehr Geld. Als er das alles sagte, wie wenn er nicht erst jetzt oder auf dem Weg, sondern schon Tag um Tag darüber gefonnen hätte, da faßte sie hastig nach seinem Arm.

»Willst du wirklich weg vom Dorfe?«

Obschon er Alzbeta nicht anschaute, spürte er deutlich ihren Blick, sowie ihre Hand, die immer noch seinen Arm umklammerte. Plötzlich ließ sie den Arm los, stand wortlos auf und half der Mutter, Futter für die beiden Kühe zurechtmachen. Ohne Geheiß tat sie es. Sie sprach auch nicht mehr zu Pavel, der stumm auf seinem Schemel hin- und herrückte. Ob sie morgen mitkomme, fragte er, als er ging, von draußen durch die offene Tür, an der oberen Lehne, wo der Wald aufhöre, gebe es große Beeren, gerade jetzt könnten sie reif sein, und morgen sei doch schulfrei.

Ob sie mitgehe, das wisse sie noch nicht, gab sie ihm zur Antwort. Sie begleitete ihn auch nicht den schmalen Weg zur Straße hinab. So trottete er allein heimwärts.

Vergebens wartete er in der Frühe des Sonntags am Flusse. Immer wieder schaute er nach dem Hause hinter den Hollunderbüschen. Alzbetas Schwestern legten Wäsche auf den Rasen; sie selber entdeckte er nicht. Schließlich stieg er allein auf den Berg. Seine Gedanken wanderten wieder in die Stadt und noch weiter hinaus zu viel größeren Städten, sogar zu Städten mit fremden Namen.

Pavel legte sich, die Hände unterm Kopf verschränkt, auf den Rücken und schaute in den hellen Himmel hinein, bis ihn die Augen schmerzten. Er schloß sie. Lange lag er so. Vor dem halbdunklen Vorhang der Lider spürte er nur noch, wie die heißen Wellen eines zögernden Windes sein Gesicht umspülten. Allmählich wurden sie milder und milder. Warmer Duft von Erdbeeren mischte sich hinein. In jene Brücke aber, wie sie jäh vom Wachen ins Träumen hinüberführt, bohrte sich ein fernes Geräusch und hemmte, stärker werdend, den lauen Strom wohligen Vergessens, der müde gewordene Gedanken von lockeren Ufern löst.

Pavel öffnet die Augen.

Da donnert vom Flußbale her unter gleißendem Himmel das Budapester Flugzeug über die Baumkronen. Niedrig fliegt es, niedriger als an anderen Tagen. Geradewegs auf ihn kommt es zu. Pavel stützt sich auf den Arm, und den Ellbogen der Linken legt er vor die Stirn, daß er wie durch ein enges Fenster in den glitzernden Himmel zu schauen vermag.

Näher heran rast der metallene Vogel, von Sonnenlicht umflutet, Pavel beugt den Kopf zurück, dreht die Schultern nach, ganz nah hört er das Knattern, da springt etwas Dunkles vom Rumpf ab, in derselben Sekunde bäumt sich der graue Leib auf und wird von unsichtbaren Gewalten aus dem strahlenden Himmel zur dunklen Erde herabgerissen.

Das Donnern ist verstummt, leer der Himmel. Im Walde hinter der Kuppe aber bricht es, kracht es und endet in einem kurzen, klumpigen Schlag.

Sie haben den Pavel Turan später ausgefragt. Fremde Herren wollten alles genau wissen, denn er sei doch der einzige gewesen, der das Unglück aus nächster Nähe gesehen habe. Der Propeller sei zersprungen und habe den einen Flügel abgerissen, meinten sie zu ihm, ob er es nicht schildern könne. Pavel beachtete die Fragen kaum, so

daß die Herren verwundert die Köpfe schüttelten. Sie sagten, er habe wohl vor Schreck nichts mehr im Gedächtnis behalten. Damit aber taten sie ihm unrecht, denn Pavel wußte vieles sehr gut, doch danach fragten die Herren gar nicht . . .

Unter der zersplitterten jungen Buche hatte sich das Flugzeug in den Boden gebohrt. Wie ein mächtiger Schiefer ragte weißes Holz zur grünen Wölbung der Baumkronen empor. Der graue Leib des Riesenvogels war mitten aufgerissen. Aus dem Gewirr zerschlagener Streben, dicht hinter der eingedrücktten Fensteröffnung sah Pavel eine Hand herausragen, eine Hand mit einem goldenen Ring, wie ihn der deutsche Herr damals trug. Deshalb glaubte Pavel, es sei gar jener Fremde, wenn er auch das Gesicht nicht zu erkennen vermochte, das ihn aus dem Halbdunkel anstarrte. Er erinnerte sich im gleichen Augenblick, das man der Marischa, als sie damals vom Wagen gefallen war, Wasser in den Mund träufelte, ehe sie erwachte. So schüttete der Dorfjunge Pavel Turan aus seinem Litermaß Erdbeeren in die hohle Hand. Wie er die Hand zum zweiten Male an den bleichen Mund führt, wie er immer wieder mit leiser, vorsichtiger Stimme bittet: »Deutscher Herr, nehmt doch!« da rollt aus schmalen Lippenpalt ein roter Blutstropfen unter die frischen roten Beeren. Wie gestochen zieht der Junge die Hand zurück. Er flüstert wohl noch einmal: »Deutscher Herr, nehmt doch!« Aber es bleibt nur angstvoller Wiederhall seiner eigenen Worte.

Pavel merkt nun, daß er das Sterben sieht, von dem die Großen so viel erzählen, den Tod, den er nicht gekannt. Alle seine Wünsche und Träume von schönen Dingen, wie sie die fernen Städte bringen, stellen sich jäh um diesen stummen Menschen, dessen Mund nicht mehr sprechen kann und als karges Zeichen erlöschenden Lebens einen einzigen Blutstropfen hergibt. Was wach war und hell in den Tagen vorher, was seine Sehnsucht spannte, kriecht zusammen, wird dunkel umspinnen von Zweifeln.

Noch immer hält er die Hand mit den roten Beeren halb ausgestreckt. Es fällt ihm schwer, den Blick von jenen farblosen Lippen abzuwenden.

Endlich entschließt er sich, ins Dorf zu laufen. Sie fragen ihn dort, ob er nicht noch andere Menschen im Flugzeug gefunden habe: den Piloten, den Begleiter? Es könne doch nicht nur einer gewesen sein! Er weiß es nicht, er hat nur einen gesehen. Sie lassen ihn stehen und rennen davon, quer über die Wiesen zum Berg hinan. Pavel geht die Straße abwärts, da biegt der Steg ab, der zum Hause hinter den Hollunderbüschen führt. Dort oben wohnt Alzbeta. Bei dem Gedanken, sie könne vielleicht nicht daheim sein, wird er unruhig, läuft rascher und rennt das letzte Ende bis knapp vor die grünen Büsche. Er hört Alzbetas Stimme: wie sie seinen Namen ruft. Das Mädchen hat ihn kommen sehen und wartet verwundert unter dem Türbalken. Zuletzt geht es ihm entgegen, ein paar Schritte nur. Auf dem Rasenstreifen vor dem Hause begegnen sie sich. Pavel ist es, als sei er viele Meilen gelaufen, dabei mißt der Weg vom Berge herab kaum eine Stunde. Als sie dann auf der Wiese sitzen und Pavel von dem Unglück erzählt, glaubt Alzbeta nicht, daß es der deutsche Herr ist, den er gesehen hat. Die Fremden tragen alle goldne Ringe. Aber sie versteht den Pavel. Sie fragt ihn auch nicht wie die andern, obgleich sie über das Unglück arg erschrocken ist. Nur die Mutter, die Bednarova, und die Schwestern reden hastig auf ihn ein. Im Laufen binden sie sich ihre Kopftücher um und eilen den Leuten nach auf den Berg.

Lange sitzen Pavel und Alzbeta neben den Hollunderbüschen. Alzbeta lehnt den Kopf an seine Schulter. Dann und wann weht der Wind ihr leicht gekräuseltes Haar an seine Schläfe. Er spürt es, doch er wendet den Kopf nicht weg.

Nach einer Weile sagt Alzbeta: »Eine Mütze habe ich dir genäht, zur Schulfeyer.« Dabei sieht sie ihn an, ob er sich freut. Wieder greift der Wind in ihr lockeres Haar. Sie streicht es unwillig zurück, weil sie doch gespannt auf Pavels Antwort wartet.

Pavel aber sagt etwas ganz anderes, er sagt: »Ich gehe nicht in die Stadt, Alzbeta.«

Ganz ruhig sagt er es und hält ihre Hand fest in seiner, die viel kleinere Hand, die keine Risse zeigt und keine Schrammen und weißer ist als seine. Als sie dann noch fragt, ob er die Mütze sehen will, sie sei schon fertig, da nickt er ihr freudig zu, und sie gehen ins Haus.



# Schneesturm ÜBER DEM GLAUER-HÄUSEL

V O N G E R H A R T P O H L

**T**apferkeit« - der lange Robert hatte die seltsame Fähigkeit, Worten ein Gesicht zu geben. Man horchte unwillkürlich auf, wenn er ein Wort wie dieses in die rauchgelbe Hinterstube des Steinendorfer Kretschams warf.

Wir saßen wieder einmal beisammen, wir alten Kumpane der Skigilde »Höllentump«. Draußen rannte der Nordost mit winterlichem Ungeflüm gegen den alten Kretscham. Leise ächzten seine Balken. Die Fenster prickelten im Schneegestöber, und die Dachreiter klapperten unablässig, als ob in ferner Höhe eine Mühle lief. Im kleinen Hinterzimmer war es warm. Wir lauschten wie von ungefähr auf »Rübezahls Orgelspiel« hinaus. Dabei hielten wir die Finger um die Pfeifen, nippten an den dampfenden Glühweingläsern und lächelten vor uns hin. Wir fühlten uns heimelig geborgen.

»Es gibt eine namenlose Tapferkeit, die ergreifend ist.« Robert stand an die Wand gelehnt und fann dem flinken Spiel der Funken im Feuerloch des alten Kachelofens nach.

»Ein Sturm wie heute!«, sagte er wie für sich, »sieben volle Tage, sieben endlos lange Winternächte Schneesturm ohne Unterlaß, und einer hält es aus, rettet zwei Menschen und einem Häuflein Vieh das Leben und ist selber erst zehn Jahre alt. Das heißt wohl die größte Tapferkeit - in höllischer Einsiedelei geduldig seine Pflicht zu tun! Wahrhaftig, ein Genie der Pflichterfüllung war der kleine Vinz!

Ihr wißt, ich bin kein Mann der großen Sprüche, und doch sage ich euch: Wir alten Sportsmänner hier, die manches Wetter bestanden haben, wir wären wie die Säcke umgefallen - in seiner Lage. Ja, in einer furchtbaren Lage war das Kind, die es zum Glück nicht voll erfaßte ... Das erklärt wohl auch sein Heldentum - weit über menschliches Maß hinaus. Als ich den Vinz entdeckte, zeigte er den Gleichmut der uralten Leute, die vom Leben nichts mehr fürchten - bis auf eines, ihr Geheimnis.

Doch nun muß ich wohl erst berichten, wie ich zu dem einsamen Glauer-Häusel kam, das abseits der gesteckten Skibahnen an einer Lehne des Plattenberges liegt. Es war im Winter der großen Stürme, 1926/27, da die Wälder Böhmens weithin brachen und ein Meer von Schnee jeden Weg verschlug. Sechs Tage saß ich in der Wolfsberg-Bau-de fest - buchstäblich fest. Man konnte nicht vor die Haustür treten, ohne fortgeweht zu werden. Und eine klirrende Kälte - fünfunddreißig Grad! -, da hörte das Vergnügen auf!

Am siebenten Morgen schob sich endlich die Sonne in dünnen Strahlen durch die Wolkenbündel, und der Orkan wich einem feufzenden Südwest, der den Schneesturm lachte vor sich her schob. Gegen zehn Uhr kam der böhmische Briefträger angestampft - der erste Mensch seit einer Woche und für mich das Signal zum Aufbruch. Ich sollte ja längst zu Hause sein.

Eben hebe ich mit dem Baudenwirt, dem verschmitzten alten Liebich-Wenzel, den Abschiedschnaps. »Halt dich längs dem Wiesenberge, Robert!« mahnt er, »daß dich der Überhang nicht zudeckt!« Da tritt der Briefträger an die Theke. »Der Herr gehn auf die Geiergucke zu?« fragt er lebhaft. »Da kommt er doch nah dem Glauer-Häusel!«

Ich bejahe es. Die einsame Hütte bleibt rechter Hand des Weges liegen.

»Die Frau Glauer hat nämlich einen Eilbrief, ja!« beginnt der Postmann von neuem, »ich muß ihn unbestellbar schreiben - leider! Meine Verwaltung, die Herren wissen ... auf Schneeschuh langt es nimmer! Und ohne die - wie soll man da heroben Post bestellen?« Das war in der Tat kaum möglich, und ich erklärte mich bereit, den Eilbrief mitzunehmen, obwohl der Liebich-Wenzel gemütdoll meinte: »Wenn eins gestorben ist, das erfährt sie früh genug, und sonst ... nu, da möchte ich wissen, was Großes man der Glauern schreiben kann!«

Der Aufstieg am Spiegelblank gewehten Hang war beschwerlich. Auf dem Kamm türmten sich die Schneeberge. Jeder Schritt erforderte die ganze Kraft. Und die Zeit verrann. Schon bereute ich den Umweg übers Glauer-Häusel. Schließlich stand ich unterm Plattenberg. Rechter Hand mußte es liegen - mußte ... ja, die Hütte war verschwunden! Da ließ ich mich langsam abwärts gleiten wie zur Erkundung - leichte Schussfahrt durch den Pulverschnee. Auf einmal - fliegen meine Bretter durch die Luft, ich reiße mich zusammen - sacher Aufschlag, ein stöperiger Quersprung, und ich halte vor dem tieferwehten Eingang. Das Dach der Hütte war mit dem Hang zu einer einzigen Schneedecke verschmolzen, ich war darüber hinweggefaßt.

Ehe ich klopfen konnte, öffnete sich ein Spalt der Tür. Ein stämmiges Kerlchen trat feelenruhig auf den Schnee, der in den Hausflur eingekippt war, und sagte mit seiner hellen Kinderstimme: »Grüß Gott, der Herr!« Es war ein hübscher Junge mit Flachgestrahne überm runden Kopf und roten Backen, und doch erregte er - ihr könnt mich einen Narren heißen! - sogleich mein Mitleid. Ein harter Zug, wie bei abgekämpften Männern, schien um seinen kindlichen Mund zu liegen, und seine Augen waren übergroß - vor Angst, so weiß ich's heute.

Ich fragte ihn, wie er heiße. »Vinzenz Glauer«, sagte er. Dann traten wir durch den Hausflur in die Stube. In ihrer Mitte stand ein Kachelofen, der eine wohlige Wärme verbreitete. Vor seinem Feuerloch saß ein winziges Kind, klatschte in die Händchen und krächte selig vor sich hin. Als es mich gewahrte, fing es zu weinen an. Doch der Junge hob es auf, streichelte sein seidiges Haar und nannte mich den guten Onkel. Da war das Kind ruhig.

»Unsere Rosemarte ist brav!« sagte Vinz mit mütterlichem Stolz. »Sie bekommt jetzt Milchpapel!« Und er setzte das Schwesterchen auf einen Stuhl, holte den Brei vom Herd, schmeckte ihn fürsorglich ab und fütterte das Kind. Ich hatte mich unterdessen auf die Ofenbank gesetzt und genoß das Bild des Friedens: das tiefverschneite Häusel, die warme Bauernstube, die sauber aufgeräumt war, die beiden Kinder in geschwisterlicher Eintracht ... Wahrlich, die Frau Glauer hatte ihre Wirtschaft wohl im Zuge!

Da fiel mir der Auftrag ein. »Wo ist die Mutter?« fragte ich den kleinen Vinz.

»Schläft«, brummte er mit einer Barschheit, die verlegen klang. »Und da bist du wohl die Mutter!« scherzte ich.

»Nul!« machte Vinz vieldeutig und schob seinen Löffel in den Mund des Schwesterchens. Mich wunderte es zwar, daß die Frau Glauer



um Mittag schlafte. Doch ich dachte, sie sei gewiß nicht wohl. Zudem - was Besseres konnte sie in diesem abgelegenen, schnee-verwehten Hause tun? Daß der Mann seit Wochen im Tale war, um Winter-Arbeit zu suchen, wußte ich vom Liebich-Wenzel.

Unterdessen war Rosemarie gefättigt. Vinz wischte ihr den Mund ab und legte sie in das Körbchen, das am Ofen stand. Dann holte er Kartoffeln und Schlippermilch herbei und begann selbst zu essen - wie ein alter Mann. Sein Gesicht schien noch verlorger als bei meinem Eintritt.

»Das Wetter hat euch tüchtig zugefetzt!« begann ich wieder, und Vinz meinte mit Gleichmut, indem er ein Stück Kartoffel übers Messer in den Mund schob: »'s hat ganz hübsch gemacht.« Als ich ihn fragte, ob er sich gefürchtet habe, sah er mich verwundert an. »Wovor denn?« Dann sagte er still für sich: »Die liebe Mutter Maria beschützt uns doch!« und machte ein verschämtes Zeichen des Kreuzes auf das das alte Hinter-Glas-Gemälde zu, das über der Truhe hing.

So kam er allmählich in ein vertrauliches Geplauder. Von dem langen Sommer erzählte er und von den vielen Fremden, die dann vorüberkämen. Daß es Winters hier oben still sei und er bei hohem Schnee nicht in die Schule brauche. Von der Kuh, den beiden Ziegen, den Hühnern und Kaninchen des Glauer-Häufels ...

»Zeig sie mir doch rasch!« sagte ich, »und dann müssen wir die Mutter wecken!«

Vinz sah mich mit seinen großen Augen an. In ihrem Grund stand das Entsetzen. Ich begriff den Jungen nicht. »Hat es Mutter denn verboten?« fragte ich, »oder ist sie etwa krank?«

Statt einer Antwort kam ein bitterliches Schluchzen. Ich zog den Jungen an mich und streichelte sein flachses Haar. »Sieh mal das hier! Das ist amtlich! Ich muß es der Mutter selber geben!« und ich zeigte ihm den Brief mit den gewichtigen roten Strichen.

Vinz zögerte einen Augenblick. Dann wischte er die Augen mit den kleinen Fäusten und ging voran. Wir kamen in den Stall, wo das Vieh ruhig kauete. Am Ende war eine kleine Tür. Der Junge zögerte noch einmal. Seine Augen flehten zu mir auf. Doch ich beachtete es nicht. Da öffnete er das Pfortchen. Ich trat in einen Holzstall und blieb wie angewurzelt stehen - ja, wie vom Blitz getroffen und erstarrt war ich. Der Junge schluchzte neben mir ... Als wir wieder in der Stube waren, in der Rosemarie, die winzigen Hände vor die Augen gepreßt, schlief, nahm ich den kleinen Vinz in meinen Arm. Er weinte leise vor sich hin, und auch ich hab wie ein altes Weib geknennet. Dann erzählte der Junge, wie es sich zugetragen hatte.

»Mutter war schon lange krank. Es hat ihr auf der Brust gelegen. Als der Sturm zu machen anfing, da fiel sie plötzlich um. Blut kam aus dem Munde, ein winziges bisschen Blut. Ich half ihr auf und wollte in das Wetter raus, um den Doktor zu holen. Doch Mutter sagte: »Da holste dir den Tod! Und mir hilft keiner mehr!« Dann betete sie die ganze Nacht - ich hab getan, wie wenn ich schlief. Doch ich konnte ja nicht - vor lauter Angst.

Anderntags hat Mutter mich in den Holzstall mitgenommen - der Schneesturm knatterte im Gebretter - und hat auf Großmutter's altes Bett gewiesen. »Wenn mir ganz schlecht wird«, hat sie gesagt, »da leg ich mich dahin und krieg den ewigen Schlaf! Da mußte nicht weinen, Inzel! Du bist ein großer Mann! Da machste deiner Mutter die Augen hübsch zu, daß sie inwendig sehen kann, weißte - das himmlische Reich. Und dann warteste hier im Häufel, bis Vater nach Hause kommt!«

Dann hat sie mich an die Hand genommen und hat mir alles gezeigt: was die Rosemarie zu essen kriegt und wie das Vieh gefüttert wird und wann Melkzeit ist. »Und halt immer hübsch Feuer unterm Herde, daß es warm ist für das Kind! Und denk an die liebe Mutter Maria wie an deine eigene Mutter, die noch gerne bei dir bliebe!« Und ein andermal sagte sie: »Jungel! Du bist unsere einzige Hoffnung! Halt durch und mach alles richtig! Sonste seid ihr verloren - in der tobigen Wildnis hier hauben!« Dann ist ihr wieder schlecht geworden. Sie hat die Rosemarie in die Arme genommen und immerzu geküßt. Mich hat sie lange Zeit gestreichelt. »Jungel! Was dir das Leben aufhockt!« hat sie wie für sich gesprochen, und: Mach's nur alles, wie ich's dir geheißen hab!«

Der kleine Vinz weinte lange an meiner Brust. Dann erzählte er das Ende der tapferen Frau, die seine Mutter war: »Früh lag sie im Schuppen - auf Großmutter's altem Bett. - Da hab ich gemacht, wie sie's sagte, und hab noch ihr gutes Schultertüchel geholt und sie zugedeckt. Ganz kalt war die Mutter, aber schön ... o so schön, wie ein Engel!« Nun strömten die Tränen.

»Sie ist ein Engel, Vinz!« erwiderte ich und war tatsächlich überzeugt davon. »Vom Himmel schaut sie auf dich kleinen tapferen Helden!« Die blankgeweinten Augen des Kindes leuchteten, im halben Licht der rasch verglimmenden Sonne. Dann erzählte er, wie er die Arbeiten erledigt habe, tadellos erledigt, kann ich euch versichern! Das Häufel mit allen Lebewesen war im besten Stand! Und wie er immerzu auf den Vater gewartet habe.

Da zog ich den Eilbrief aus der Tasche. Vinz sah die Anschrift. »Der ist ja vom Vater!« rief er. Wir öffneten und lasen ihn - im Flackerlicht des Herdes. Glauer hatte endlich lohnende Arbeit in einer Sägemühle gefunden und schrieb seiner Frau nach Wäsche und einer Art ...

Robert steckte die Pfeife in die Hofentasche und trat an den Tisch, wo wir anderen reglos saßen. Die Pfeifen waren ausgegangen, der Glühwein dampfte längst nicht mehr.

»Das Ende ist rasch erzählt: Ich fuhr zur Wolfsberg-Baude zurück und schickte ein Telegramm an Glauer. Um neun war ich mit Frieda, Liebichs Tochter, zurück. Über Nacht schliefen wir bei den Kindern. Früh brach ich auf, Frieda blieb im Glauer-Häufel. Am nächsten Tage war der Vater da. Die Beerdigung erfolgte bei strahlendem Sonnenschein im Dorfe unten. Von weit her kamen die Leute, selbst die Behörden schickten Kränze, und um manche Krone wuchs das Sparbuch des Kindes. Wahrhaftig - ein Genie der Pflichterfüllung war der kleine Vinz.«

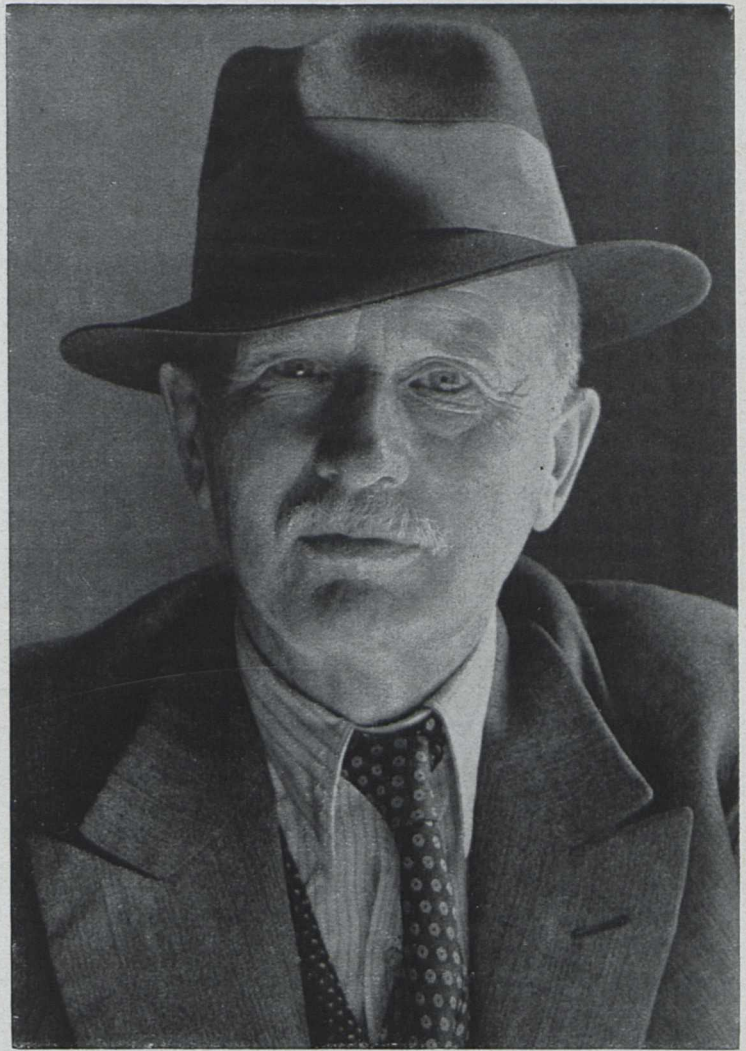




# CONSTANTIN JITSCHIN

Zum Tode des »Obererschlesischen Vogelschützers«

»Seid ihr in Nacht und Nichts vergangen?  
Verdunkelt liegt die Spur  
in Kampf und letzter Not -  
und alle ahnen nur,  
ihr habt zu sein erst angefangen,  
ihr seid nicht tot.«



AUFN.: DR. PAUL WOLFF

Für wen trifft die tröstliche Antwort auf die ernste, vielgedeutete Frage sinnvoller zu, als für den Soldaten, der im Kriege dem Tode begegnet und vor seinem ehernen Antlitz sein irdisches Dasein beschließt? Für ein größeres Dasein gibt er sich hin, für das seines Volkes und Vaterlandes, das durch ihn fortbesteht und in das er durch seinen Opfertod noch tiefer eingeht als ein ewig Lebender, unvergesslich der Nachwelt.

Mit Ehrfurcht wird sein Name genannt, in wachem und stetem Gedenken, wie auch der unseres Heimatfreundes lebendig bleiben wird, dieses soldatisch aufrechten und doch so innerlich kindlichen Mannes, der nicht allein das Vorbild eines Soldaten, sondern auch als Mensch so wesenhaft und im Herzen so jung wie selten ein anderer war: Constantin Jitschin, der einstige Afrikakämpfer und spätere Polizeioffizier in Oberschlesiens schwerster Zeit, der unermüdet der Wehrtüchtigung dienende Major der Landwehr: und endlich der hingebungsvolle Naturfreund, der als Betreuer besonders der beflügelten Kreatur, als »Obererschlesischer Vogelschützer«, sich über seinen engeren Heimatkreis hinaus Ruf und Ansehen erwarb.<sup>\*)</sup>

In dieser Eigenschaft, die wohl seine menschlich liebenswürdigste war, zugekehrt einem Schaffen der Fürsorge und Obhut, das sich auch in mancher schriftstellerischen Arbeit äußerte, unterbrach ihn der gegenwärtige Krieg. Der alte Soldat mit dem jungen Herzen zog mit vielen anderen ins Feld und zeichnete sich an fast allen Fronten aufs neue aus. Nur während kurzer Urlaubstage sahen ihn die Heimatfreunde zuweilen wieder, da er elastisch und lebhaft wie immer sie auffuchte, von etwas naivem Stolz auf die neuen Orden und Ehrenzeichen erfüllt, und doch von dem Ernst überschattet, der im großen Geschehen unserer Zeit uns alle umfängt. Oder war schon die Ahnung in ihm von der nahen Erfüllung des eigenen

Schicksals? Wer aber dachte wohl daran bei ihm, dem ungebrochene Lebenskraft noch lange vorbehalten zu sein schien? Und nun fand er tief im Osten am 6. Oktober 1941 als Oberstleutnant im Alter von 64 Jahren der Tod vor dem Feind.

Inmitten so großer Geschehnisse, wie sie heut ganze Kontinente erschüttern, wiegt das Leben des einzelnen und selbst eines besonders verdienten Mannes nicht allzuviel. Doch im Kreis seiner Wirksamkeit, mag er nun eng oder weit gezogen gewesen sein, hinterläßt er noch überall sichtbare Spuren, und er selbst tritt uns immer wieder entgegen, in gleichsam überbelichteten Bildern der Erinnerung, die schärfer als je das Persönliche und nur ihm Eigentümliche vergegenwärtigen. Und plötzlich, aus innerer Schau, erkennt man den Dahingegangenen wie nie im Leben zuvor. Gleichzeitig aber empfindet man es als völlig unwahrscheinlich, daß dieser Mensch, gerade dieser, nicht mehr sein soll, denn das Herz begreift nicht so rasch, es sträubt sich gegen die schmerzliche Tatsache, die der Verstand als unabweisbar begreifen muß. Auch uns geht erst allmählich die traurige Gewißheit ein, daß Constantin Jitschin schon dem Jenseits gehört und ganz unverfehens die Grenze passierte, die den irdischen Kampf und den jenseitigen Frieden in letzter Beruhigung scheidet.

Des Frühlings und in späteren Jahreszeiten fliegen über den Hügel, der sein Sterbliches birgt, die Scharen der Vögel dahin, die er beringt und gehütet und denen er oft in seiner Einsamkeit nachsah, auf den Lippen vielleicht das Gedicht, das er liebte, die Worte vom grenzenlos hinschweifenden »Bruder«, dessen weites Reich schon im Diesseits Himmel und Erde verbindet.

»Er ist der Gast von Anbeginn,  
der Wanderer, der frei und flügelleicht  
entflieht bis zu den Sternen hin  
und aller Menschenfehnsucht gleicht.«

Hans Niekrawietz

<sup>\*)</sup> Jitschin war seit 1931 Leiter der Vogelschutzwarte in Proskau bei Oppeln



# DAS NSV.-GAUHAUS IN BRESLAU

**M**it diesem Bau wird der Auftakt zu der städtebaulichen Gestaltung des Anfanges der Gartenstraße und des Sonnenplatzes gegeben. Im Zuge der Gartenstraße ist dabei an eine in architektonischer Haltung und Fronthöhe entsprechende Verbindung des neuen Baues mit der Städtischen Gewerbeschule nach Umbau oder Beseitigung der dazwischenliegenden, überalterten Mietshäuser gedacht.

Das im Jahre 1939, schon unter recht schwierigen Verhältnissen fertiggestellte Gebäude ist in seinem an der Ecke Garten- und Zimmerstraße gelegenen Hauptteile kein Neubau - wofür man es vielleicht halten könnte -, sondern der Umbau eines alten Mietshauses, wie es die übrigen jetzt noch sind. Lediglich in der Zimmerstraße konnte in einer vorhandenen Baulücke ein Teil von Grund auf als Neubau errichtet werden.

Die Bestimmung des Gebäudes als Dienststelle der NSDAP., Amt für Volkswohlfahrt, war verpflichtend für eine würdige architektonische Gestaltung, die halbe Maßnahmen bei der Durchführung des Umbaues nicht duldet. So gelang es, trotz schwierigster Verhältnisse, ein Bauwerk wie aus einem Guß zu schaffen.

Ebenso mußte auch im Innern vorgegangen werden. Wesentlich war hier die Schaffung einer die Größe und das Wesen des Gebäudes vermittelnden Eingangshalle. Sie bietet sich dem Eintretenden als ein schlichter, aber würdiger Raum dar, dessen linke Längswand ein Wandbild »Die gesunde deutsche Familie« zeigt, und von dem

aus man über geschwungene Stufen nach dem Treppenhause kommt. Weiterer Schmuck sind die mit Sorgfalt gestalteten Türen, die farbenschönen Sandsteingewände und die vier Leuchtschalen.

Nach außen zeigt sich die Halle als der die Ansicht an der Gartenstraße beherrschende Eingangsbau. Die blanke Spiegelscheibenverglasung der großen Öffnungen gewährt abends einen besonders wirkungsvollen Einblick in den erleuchteten Raum.

Über der Halle, wiederum im Mittelpunkt der Anlage, liegt das Sitzungszimmer mit seiner eichenen Decke und Wandtäfelung in Höhe der Fensterbrüstungen sowie dem schönen Fußboden. In dem Neubauteile in der Zimmerstraße ist im obersten Geschoß ein Gefolgschaftsraum eingerichtet, der lärchenes Holzwerk hat. Im übrigen enthält das Gebäude selbstverständlich alle Einrichtungen eines neuzeitlichen Dienstgebäudes. Die Büroräume sind nur zum Teil neu ausgestaltet worden.

Zu erwähnen ist noch, daß alle Arbeiten an dem Bau von schlesischen Handwerkern und Kräften ausgeführt wurden. Als künstlerische Leistungen seien besonders hervorgehoben das 2,10 Meter breite und 1,80 Meter hohe, ohne Modell frei aus der Hand geschmiedete Hoheitszeichen von Otto Gierth, Breslau, und das in Komposition und Maltechnik ausgezeichnete Wandbild der Halle von Professor Albert Helm von der Breslauer Meisterschule. Auch die verwendeten Werksteine stammen aus Schlesien, und zwar aus der Grafschaft Glatz, wo eine Fülle schönsten Materials zu finden ist.

WANDBILD VON PROF. ALBERT HELM: DIE DEUTSCHE FAMILIE · 2 AUFNAHMEN: JAGUSCH







NSV.-GAUHAUS. PORTAL MIT GESCHMIEDETEM HOHEITSZEICHEN VON OTTO GIERTH





# ZOO

2 AUFNAHMEN: M. SCHWEIGHOFFER

**W**enn Moritz Rumba tanzt, bleibt kein Auge trocken. Was ist die Kunst einer Impekoven, gemessen an rührender Schimpansen-Unbeholfenheit? Was Schülerdank der Liebe eines Heimatlosen gegenüber, der im Pfleger Freund und Lehrer, Vater, Bruder - alles findet, was er unter Palmen und Lianen liebt? Was ist Tertianerlernbegier gegen den Eifer dieses Langhaarjünglings, im Handstand, Klettern, Radfahren, Klingeln, Radschlagen und Riesenwelle den Rekord in der zivilisierten Affenwelt zu brechen? Und was die Kraft eines Schmeling gegen die rasende Gewalt ausgebrochenen Urwaldzornes, der an Eisenstangen rüttelt, gegen Holzfußböden donnert, den knorrigen Kletterbaum wie ein Strohalm zerknicken, das Weltgebäude aus den Ängeln heben möchte, weil - weil - ja, weil unter den Zuschauern ein Ahnungsloser einen - grünen Filzhut trägt?! . . . Ja, ja, das Zuschauerum! Wie meinstest du doch, Moritz, mein Freund? Dreißigmal die Riesenwelle sei dir keine Kunst. Doch vor der Menge reiche ein dußendmal und weniger. Kam dir die Menschenverachtung schon so früh? Wollte dir keine Menschenweisheit zu Hilfe eilen, das unverlangte Donnern gegen die Scheiben deines Palastes, das so herablassend-überlegene Lächeln angefixts deiner reifen Kunst, das ehrfurchtslose Anbrüllen und Fragenschneiden mit dem Lächeln des Verzeihens zu tragen? Armer Moritz! Da sieh dir den Marabu an und lerne von ihm, wie man die Leiden und Freuden der Welt trägt. Oder die vornehme Welt-

flucht deines Namensvetters, der es doch nicht »höher« gebracht hat, als daß er dir, Moritz dem Großen, die schwarzen Zehen pedicüren könnte!

\*

Herr Moritz aus La Cuesta bei San José de la Matas auf Haiti - Sie verzeihen gütigst! Objektivität muß sein! Es ist Ihnen genügsam bekannt, daß wir, die Prädestinierten aus dem Reiche des Geistes, trotz Ihrer räumlichen Kleinheit, wissen, was wir an Ihnen haben. Beneidet uns doch die Fachwelt unseres gemeinsamen Planeten um den Senior der Säugetiere aus Haiti, den die Wissenschaft in ihren Annalen schon mit einem EXIT versah und den die Hände eines mißbratenen Homo sapiens verfehentlich aus der Üppigkeit tropischer Erde und Moose griff und in die Welt der Lebenden zurückbeförderte. Glauben Sie es uns, Herr Moritz aus La Cuesta bei San José: nicht nur unsere Studierenden und die, die es einst waren, nein, auch die Laienbesucher aus Stadt und Land fühlen sich von der feudalen Abgeschlossenheit Ihrer Heuvilla magisch angezogen, und jeder der Taufende malt sich erschauernd die heilige Stunde aus, die nie jemand ergründen wird, wo Eure Abgeschlossenheit das einschläfernde Heu Ihrer Villa verlassen, über die Terrasse niedersteigend, sich gemessenen Schrittes dem kostbaren Gefäße nähern, die rostigen Hände, die täglich - Verzeihung, daß uns dies Anti-chambre-Geheimnis offenbar geworden ist! - mit Shampoo



gebadet und mit Kräufelstoff zart betupft werden, auf den Schalenrand anmutig stützen und mit Ihrem geschlitzten Rüssel, der Ihnen den ehrenvollen Beinamen Solenodon paradoxus gab, Hackfleisch, Engerlinge und Schaben durchwühlen wie weiland Ihre - hm, ausgestorbenen Ahnen Haitis Erde und Moos. Ihre kluge Zurückhaltung, Herr Moritz der Kleine, wie wir abkürzend auf Grund unserer langjährigen Bekanntschaft über das Heu hin vielleicht sagen dürfen, hat Schule gemacht:

\*

Auch Nachbarin Muschi, ihres Zeichens Amazonen=Seekuh, Trichechius inunguis, vernebelt ihre unaufhaltsam zunehmende Zentnergewichtigkeit mehr und mehr vor der Welt. Trieb sich das Plankton ihres Privat-Ozeans in Gestalt von Salaten, Mohrrüben, Weißkraut, Wirfing, Peterfilie, Roten Beeten, Zitronen einst in der Menge von drei Pfund täglich herum, so ist diese Ziffer - mit der zunehmenden Zentnergewichtigkeit in gesunder Wechselbeziehung treibend - auf 40 bis 50 Pfund täglich angewachsen, und von dem schwarzen, blanken Heldenleib sind mehr als zwei stumpfe Rüssel und rastlos fischende, wulstige Lippen nicht zu entdecken. Nobleffe oblige! Hat Muschi in Erfahrung gebracht, daß mit den beiden Artgenossen in Frankfurt und Amsterdam sie die einzigen, in Privatozeanen lebenden Vertreter ihrer Art auf dem Erdball sind? Grund genug, sich von der Welt zurückzuziehen! Und doch - so munkelt ein erfahrener Zoobefucher, der immer mehr weiß als gewöhnliche Sterbliche - gibt es auch für Muschis Privatozean eine »helle« Stunde, zu der man den Heldenleib rastlos rechts herumschwimmen gewahrt. Dann senkt sich der Meerespiegel auf geheimnisvolle Weise. Muschi spürt - man sieht es deutlich - ein Kitzeln auf dem Rücken, sie geht auf größere Tourenzahl - vergeblich! Muschi ist gestrandet! Gut, daß sie keinen Kiel hat! So liegt sie wie eine auf Sand geworfene Qualle still. Jetzt aber schnell! Kommt nicht ein neuer Ozean - Muschi brauchte kein Kraut und keine Rüben mehr. Ein Wasserstrahl haftet über den blanken Rücken, daß sich die spärlichen Borsten wie Getreide in der Gewitterböe legen, über blinzelnde Augen und

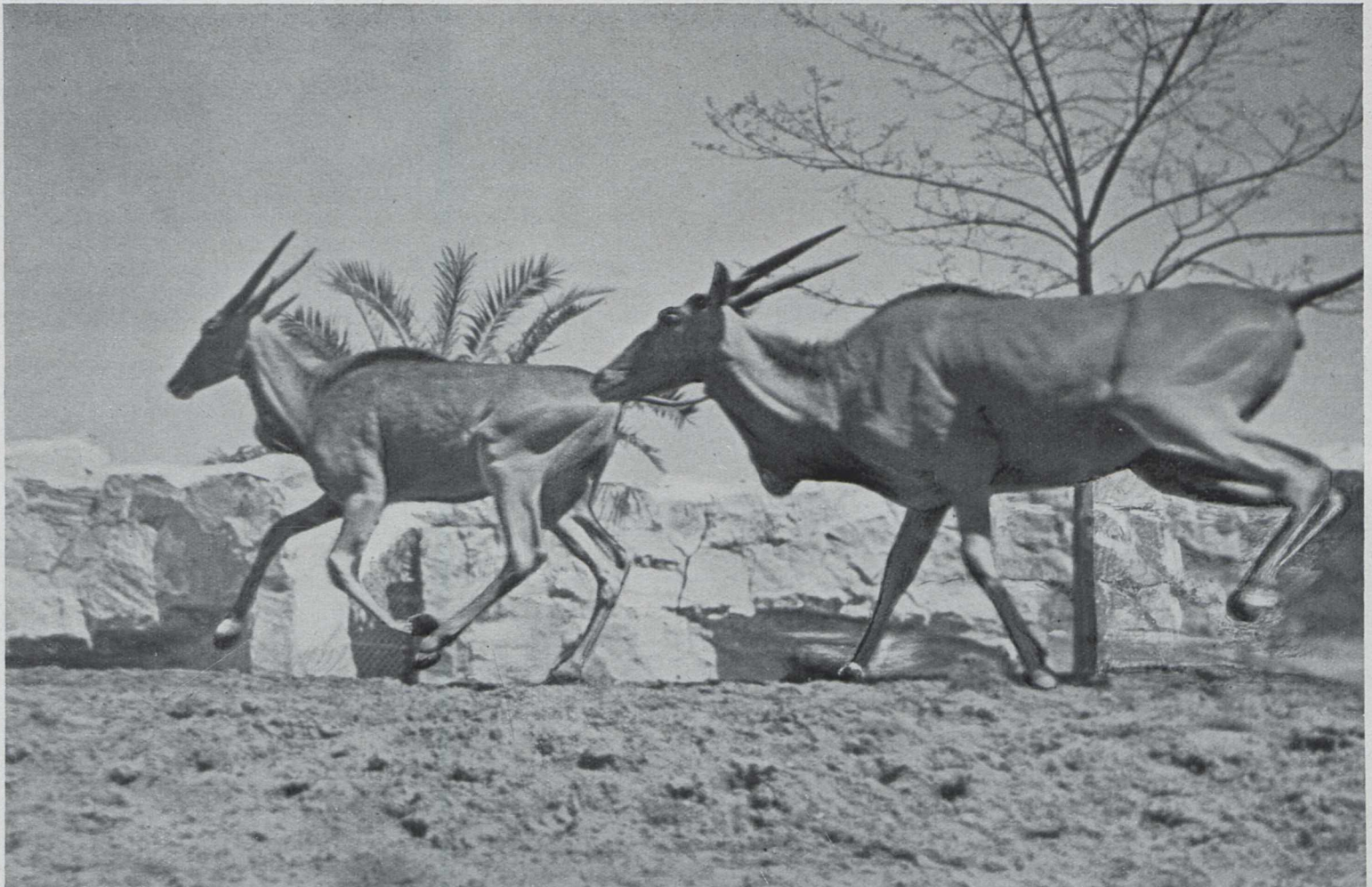
Nüstern - Muschi atmet schwer -, über Glaswände und Lianen. Ein Stachelhäuter wälzt sich über den Rücken - »Scheuerbürste« nennt es die Lenkerhand - . . . Ein neuer, reinerer Ozean quillt herauf. Die »Insel« Muschi wird runder und kleiner . . . Muschi schwimmt rechts herum!

\*

Wissen macht nicht immer frei! Jumbo, Pitu und Nuckel, Elefantens von gegenüber, haben Familienforschung getrieben. »Eine echte Sirene ist sie, die Seekuh drüben«, hat Mutter Pitu wütend trompetet, »un're Urahne also! Schande sondergleichen! Über die Hände hat sie Glacéhandschuhe gezogen, damit man die miserablen Dinger nicht sieht. Von Hinterbeinen - für unsereins die Hauptsache! - kaum eine Spur. Trampeln kann sie überhaupt nicht. Trompeten auch nicht. Wo ist ihre »Sirene« geblieben? Kein Odysseus braucht sich mehr die Ohren zu verstopfen. Dagegen unsereins . . .« Und Frau Pitu läßt ihre Stimme laut erschallen. Arme Pitu! Mit deiner Stimme erschütterst du die Herzen der Besucher nicht! Du erschütterst nur deinen Palaß: Nilpferd Paulas Ozean, daß die Getauchte erschrocken auffährt und mit offenem Maule staunt, und die Spatzen, die unter deinen gläsernen Himmeln und unter euch Dickhäutern ein nahrhafteres Dasein führen als unter Hupe und Benzingestank und, von deinen Schallwellen aufgeschreckt, ängstlich um die Palmen flattern. Auf die Fähigkeiten von Tochter Nuckel könnte man eher einige Hoffnungen setzen. Hat sie nicht gestern auf der Maul-Harmonika »Schön ist die Jugend« geblasen? Der Wärter jedenfalls hat es deutlich vernommen. Aber an Wachs hat auch er nicht gedacht. Allzu wohlklingend und ungestraft haben ihm mit der »Jugend« die »Böhme« in Taschen und Ohren geklungen.

\*

Was sich neckt, das liebt sich. Sollte also Elenantilope Marion nicht rettungslos in Straußenhahn Hans »verschossen« sein? Sie kann's doch nicht lassen. Schon kommt sie wieder heran, verfehlt ihm ein paar wohlgemeinte Rippenstöße mit der Flanke und tippt mit den Hörnern in den Ebenholzflaum von Hansens Ballett-Kostüm. Nun





aber weg mit euch! Der Große Klaus kommt auf die Steppe! Wie der Sturmwind braust er daher! Er federt in den Schenkeln, die Füße berühren den Boden kaum. Erdseten fliegen. Stolz erhebt er den Kopf auf dem filbrig glänzenden, schlanken Hals. Klaus raft, Klaus tänzelt hin und her, dreht sich wie eine Windhose um sich selbst, hebt und senkt die schwere, weiche Flügellast und gibt die fehnigen, weißflaumigen Schenkel frei. Zart umkreisen seine grobschuppigen Füße die Angebetete. Seine schönen Augen glänzen unter den weißfeidenen Wimpern, der rote, flaumige Hals steht aufgeblafen und »rollt«. Dieser elegante Liebeswerber folgte aus der gleichen Sippe fein wie jene zornigen Kreaturen, die einander meterweit mit ihren mörderischen Füßen fortschleudern und unter der Wucht ihrer Tritte selber stürzen? Die mit ihren furchtbaren Füßen hochgewachsenen Menschen in die Gesichter greifen? Mit vier Meter langen Schritten durch die Steppe rasen, mit dem scharfen, federlosen Brustbein Bäume unverletzt durchstoßen? Ein Verwandter jenes berühmten gewordenen Straußes, der in sinnloser Wut den daherbrausenden Schnellzug »schlagen« wollte und auf den Schienen ein jähes Ende fand? - Welch ein sonderbarer Vogel!

\*

Ja, das sind die neuen Freianlagen des Breslauer Zoos, wo alles einhertollt, wie es die Natur geschaffen hat. Ein Geschenk der Stadt und der Provinz, das Werk Direktor Schlotts. Die Seltenheiten des Gartens sind fein anderer Stolz. Wir wären unvollständig, wollten wir die Tana, den einzigen, in Deutschland lebenden Infektanfresser seiner Art, Puck, den reinblütigen Wisentbullen, die Kolonie freifliegender Kormorane, den Strahlenparadiesvogel, den Augenfleck- und den Rot Schnabelkolibri nicht nennen. Und das ist fein dritter Stolz: fein Glück (Was ist »Glück«? Sollte es nicht mehr fein?) in der Nachzucht; die einzig in Europa, zum Teil einzig in der Welt ist: Junge Kudus, Ameisenbären, Wickelbären und Schabrackentapire wurden hier geboren und aufgezogen. Nur Fachleute wissen, was das bedeutet.

Maria Schweighoffer

## SCHLESILIEN UND DIE SLOWAKEI

Schluß von Seite 200

Das Stipendium Alexis Thurzos für die Stadt Lentchau förderte gerade diesen Zug an die schlesilischen Bildungstäten. Wir sehen, wie im 16. Jahrhundert ein Großteil der Zipfer Geistlichen in Brieg ordiniert wird. Aber auch die Reihe der Lehrer, die aus Schlesiern kamen, um Schulen im Karpatenraum zu übernehmen, reißt nie ab. Gerade das Käsmarker Gymnasium, an dem bereits um 1500 Kaspar Brauner aus Neiffe und nach ihm Johann Lang aus Neustadt OS. als Rektoren wirkten, holte sich noch im 17. Jahrhundert Lehrer aus Bielitz und Pleß.

Eine bedeutame Rolle spielen auch die schlesilischen Drucker bei der Errichtung der ersten Buchdruckereien in der Slowakei. Aber auch nach ihrer Einrichtung lassen die Geistlichen und gelehrten Schriftsteller ihre Werke gern in schlesilischen Druckereien erscheinen, während umgekehrt mancher Schlesier sich einen Verleger und Drucker in einem der Zipfer Städte sucht.

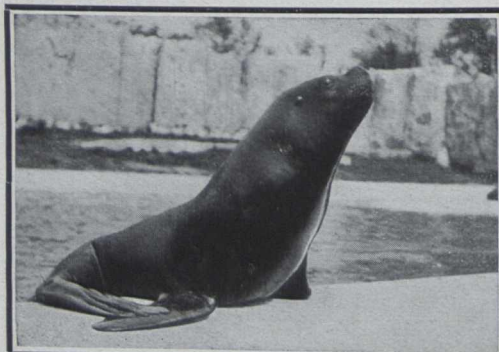
Auch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts reißen die Beziehungen zwischen Schlesiern und der Slowakei nicht ab. Neben Wien und dem Donaugebiet ist gerade Schlesiern das bevorzugte Wirtschaftsgebiet, mit dem man in regem Handel und Verkehr steht. Ein beredtes Beispiel hierfür ist der kaufmännische Briefwechsel des Leutschauer Handelshauses Wachsmann. In den Jahren von

1693 bis 1734 gingen weit über tausend Geschäftsbriefe nach Breslau und Wien, während die Korrespondenz mit den übrigen schlesilischen, fñddeutschen und donauländlichen Städtien weit unter 100 Stück lag. Der Breslauer Friede von 1742 brachte mit feiner Grenzziehung einen tiefen Einschnitt in die schlesilisch-slowakischen Beziehungen. Schlesiern wird durch Friedrich den Großen politisch und wirtschaftlich in einen anderen Raum eingefügt. Das den Habsburgern verbliebene Reststück des gesamtschlesilischen Raumes orientierte sich immer stärker mit Mähren auf Wien hin. So wurde der Jablunkapaß zu einem Übergang von fast nur noch lokaler Bedeutung. Auch die preußischen Reiterpatrouillen, die im ersten Schlesilischen Krieg bis zu feinen Höhen gestreift waren, bedeuten in der großen Kriegsgeschichte nichts als ein unmaßgebliches Zwischenspiel. Ja, das Land fñdlich des Passes ging aus dem Gesichtskreis der Schlesier verloren, obwohl es doch immer Nachbargebiet des schlesilischen Raumes geblieben war. So stellte auch der böhmische Slawist Dobrowsky 1790 bei einer Wanderung mit Staunen fest: »Slowansko nannte derjenige Führer, der mich . . . über die Höhen bei Jablunka begleitete, alles Land, das man gegen Ungarn hinein von den Bergen der schlesilischen Grenze übersehen konnte.«

Zwei Ereignisse des 19. Jahrhunderts beleuchten noch einmal die Bedeutung des Jablunkapasses für das Land und weisen damit auf die Verbindung zum gesamtschlesilischen Raum hin. Das erste ist unbedeutend im großen Geschehen der Zeit, aber bedeutam für die völkische Entwicklung des slowakischen Volkes. Es ist der letzte Versuch, 1849 durch einen bewaffneten Aufstand eine autonome Slowakei zu schaffen. Teschen wird zum Ausgangspunkt dieser Unternehmung, die über den Jablunkapaß vorstoßend, die Madjaren vor den Toren Silleins schlägt und den weiteren Vormarsch in die Mittelslowakei sichert. Das zweite Geschehen ist zwar wirtschaftlich von Bedeutung, weist aber darüber hinaus auf die Bedeutung der alten Handelsstraße über den Jablunkapaß hin, deren Wert im Laufe der Jahrhunderte unverändert geblieben war. Es ist die Fertigstellung der Eisenbahnverbindung von Oderberg durch den Jablunkapaß hindurch nach Sillein (8. Januar 1871), die im Folgejahre bis Kaschau verlängert wurde und somit zum Rückgrat des sich erst spät entwickelnden slowakischen Bahnnetzes wurde. Dieser 350 Kilometer lange Schienenstrang von Kaschau nach Oderberg knüpfte wieder fest Schlesiern und das slowakische Bergland zusammen, wenn auch bei Oderberg die Grenze durch den gesamtschlesilischen Raum lief, deren Beseitigung erst die Ereignisse des Herbstes 1938 und 1939 mit sich brachten. Daß auch bei diesen Kämpfen im September der Jablunkapaß, der von schlesilischen Regimentern stürmend genommen wurde, eine wesentliche Rolle spielte, erhellt die Bedeutung dieser Verbindung Schlesiens mit der Slowakei. Er ist nun wieder Grenze zwischen dem gesamtschlesilischen Raum und der jungen Slowakei geworden. Mag er auch in Zukunft wieder wie in der Vergangenheit Mittler und Bindeglied reger schlesilisch-slowakischer Beziehungen auf dem Gebiete des kulturellen und wirtschaftlichen Austausches sein.

### SCHLESILIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESILISCHEN RAUM

Hauptchriftleiter: Karl Heinz Kreusel. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesiern G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung, Breslau 2, Tauentzienstraße 33. Für unentgeltlich eingelangte Manuskripte u. Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Bezugspreis: Vierteljährlich 1,- RM., einchl. 4,87 Rpf Postzeitungsgebühr, zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.



Aufn. Michaelis

Neue Freianlagen  
im Breslauer

**ZOO**

Jeden Dienstag, Donnerstag u. Sonntag: **Billiger Tag!**



HOTEL  
*Vier  
 Jahreszeiten*

BRESLAU  
 GARTENSTRASSE 66-70



Eine führende Einkaufsstätte  
 im deutschen Osten!

**AWAG**

Breslau, am Tauentzienplatz

Unsere Versand-Abteilung erledigt jeden Auftrag  
 schnell und sorgfältig



Hält der Soldat im Felde Kaff,  
 Gleich treibt es ihn zu schreiben,  
 Damit du immer Nachricht hast  
 Von seinem Tun und Treiben.  
 Dazu braucht er M.-K.-Papier  
 Nun mal in rauen Massen,  
 Und voller Einsicht sparen wir,  
 Nur, um es ihm zu lassen.



*Überlieferte mir, überlieferte ihr, überlieferte auf „M.-K.-Papier“*

DIE „GELBE“ 0,75 RM  
 DER „GELBE“ BLOCK 50 BLATT 0,60 RM  
 DIE „GELBE“ BLOCKPACKUNG 0,90 RM  
 IN ELFENBEIN · LINNEN · GEHAMMERT

**Wolfgang Ch. Buchwald**  
 Buchhändler

Reichhaltiges Lager und ständiger Eingang von Neuheiten in schöngeistiger Literatur, Jugendschriften sowie Geschenkliteratur

Besuchen Sie meine Buchstube

Straße der SA. 21

Breslau 13 · Ruf 356 49

**Rosenthal**

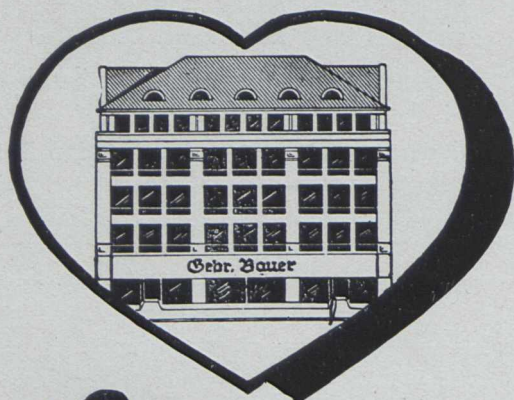
WELTMARKE DES PORZELLANS







Fachmännische Beratung  
und stets preiswert und gut

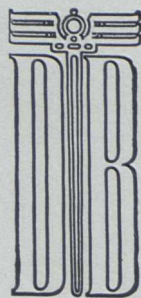


*Gebrüder*  
**Louwings**

Wäsche aller Art · Damen- und Kinderbekleidung

SCHMIEDEBRÜCKE 7-10

Schmuck · Keramik · Textil ·  
Kunstgewerbehaus  
Schlesien  
Fuh-Paul Nord · Breslau · Junkernstr. 9  
Stiche · Gemälde · Aquarelle ·  
Volkskunst · Stoffe ·  
Holzarbeiten · Glas ·



# DRESDNER BANK

*Wir verwalten Vermögen und Spargelder*

*Wir beraten in allen Bankfragen*

In Schlesien: Breslau, Beuthen, Brieg, Bunzlau, Glatz, Gleiwitz, Glogau,  
Görlitz, Grünberg, Hirschberg, Liegnitz, Oppeln, Ratibor

auch in

Kattowitz, Königshütte, Sosnowitz, Teschen



Kapital u. Reserven  
über 170 000 000 RM

456 Niederlassungen u.  
Dep. - Kassen im Reich



*Riebatisch*

die gute Buchhandlung

BRESLAU, Ring 58

KATTOWITZ, Grundmannstraße 20

Was ist ein  
»Bayer«-Arzneimittel?

Ein »Bayer«-Arzneimittel ist ein Heilmittel aus den weltberühmten »Bayer«-Forschungsstätten. Tausende von Ärzten verordnen »Bayer«-Arzneimittel und erzielen damit glänzende Erfolge. Jede »Bayer«-Arzneimittelpackung ist kenntlich am »Bayer«-Kreuz.



↔ BERLIN NW7 ↔

## Hotel Coburger Hof

*Das gute Hotel  
am Bahnhof Friedrichstraße*

\*

Eigentümer: Ewald Kretschmar

Telegramme: Coburgerhof Berlin

Fernsprecher: Sammelnr. 120018

\*

*Stets  
modisch  
Stets  
apart*



Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15  
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte



## Möbel · Polsterwaren

gediegen und preiswert

## Bernhard Winkler

Am Ohlauufer 18, an der Kaiserbrücke · Fernruf 53189



**Licht  
Kraft  
Wärme**



**Stadtwerke Breslau**

ELEKTRIZITÄTWERKE / GASWERKE

**VEDAG**

Vereinigte Dachpappen=fabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elferplatz 1a

*Liefert:*

Bitumen=Emulsion »Webas«

Jfolieranstriche Emaillit

Carbolineum

*führt aus:*

Grundwasserdichtungen

Jfolierungen gegen Feuchtigkeit

hartgußasphalt

*Wenn in Breslau*

Dann besuchen Sie die ‚Drei von Frank‘

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12  
im Riembergshof

**Konditorei Frank**



**Fachgeschäft für Mal- und Zeichengerätschaften**  
Breslau 1, Taschenstraße 29-31 · Fernruf 54682



Das Gütezeichen für unsere Fabrikate

*Und als Nachtisch:*

**Paul's  
Delicateß Speise**  
nach holländischer Art

**immer ein Genuß!**

Zu haben bei Ihrem Kaufmann!  
ERSTE SCHLESISCHE PUDDINGPULVER-FABRIK  
Ernst Paul Nachf. Breslau 13











